

DER FELS

Diözesanbischof DDr. Klaus Küng:
Häuser, die die Welt verändern

S. 312

Jürgen Liminski:
Demokratie braucht Religion
und Freiheit

S. 324

StD. Gerhard Stumpf:
Der Bischof verliert nicht seine Würde

S. 326

Katholisches Wort in die Zeit

35. Jahr Nr. 11

November 2004



INHALT:

Papst Johannes Paul II.: Totengedenken verbindet Generationen	307
Dr. Irmgard Schmidt-Sommer: Dein Herz verlangt nach mehr	308
Josef Arquer: Heilige Sternschnuppen	311
Diözesanbischof DDR. Klaus Küng: Häuser, die die Welt verändern <i>Teil I</i>	312
Erbischof Georg Eder: Stärke, was noch übrig ist	315
Constantin von Kerssenbrock: Aussteiger und Abtrünnige – was tun?	318
Jürgen Liminski: Land ohne Hoffnung	322
Jürgen Liminski: Demokratie braucht Religion und Freiheit	324
StD. Gerhard Stumpf: Der Bischof verliert nicht seine Würde	326
Auf dem Prüfstand	328
Zeit im Spektrum	330
Nachrichten	332
Bücher	333
Forum der Leser	334

Impressum „Der Fels“ November 2004 Seite 335

Titelbild: Christkönig, der Weltenrichter

Fotos: 307, 319, 320 KNA-Bild; 308, 309 M. A. Neyer: Edith Stein, Echter-Verlag, 1987, S. 70/71; 310 Archiv; 311 Hl. Martin, innere Westwand des Regensburger Doms, um 1330; Regensburg, Verlag Brausdruck, Heidelberg 1983, S.53; 312 Liminski; 312 R. Gindert; 313, 314 Weidmann; 315 G. Stumpf; 316 Archiv; 327 Pur Magazin; 318 Kerssenbrock; 322, 325 Liminski; Quelle 336: Harald Walser: „Der Engel von Auschwitz“ in „Montfort“, Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs, 1988, Heft 1



Liebe Leser,

„Jeder Mensch trägt eine göttliche Spur, eine Sehnsucht nach Reinheit, nach Gutsein und Heiligkeit an sich“, so Kardinal Meisner in seiner Predigt auf der Herbstversammlung der Deutschen Bischofskonferenz. Das erklärt, weshalb wir die Glorie der Heiligen, die bei Gott angekommen sind, auf den Darstellungen in unseren Kirchen so fasziniert betrachten. Das Fest Allerheiligen erinnert daran. Der kirchliche Kalender überrascht oft mit einem abrupten Szenenwechsel: Auf das Fest Allerheiligen folgt Allerseelen mit dem Hinweis auf den Tod. Beide gehören zusammen.

Die Welt denkt anders. Wer nicht an den Himmel glaubt, ist ganz auf das irdische Leben verwiesen. Die Gier, das Leben in vollen Zügen zu genießen, hat die im September verstorbene französische Schriftstellerin Françoise Sagan gelebt und beschrieben. Dieses Leben war nicht Freude und Freiheit. Bezeichnenderweise trägt bereits ihre erstes Buch den Titel „Bonjour Tristesse – Guten Tag Traurigkeit“. Angst und Einsamkeit sind die Kennzeichen der Gottvergessenheit, die in dem bekannten Bild „Der Schrei“ des Norwegers Edvard Munch ihren Ausdruck finden. Was individuell geschieht, das passiert auch in Gesellschaft und Staat. Im 18. Jahrhundert verkündete Robert Bacon, Kanzler des Königs James I., Theologie sei ohne Nutzen für den Fortschritt. Kardinal Meisner sagte in seiner o.a. Predigt: „Eine geschwisterliche Welt zu schaffen, ist zuerst nicht eine ökonomische oder soziologische Aufgabe, sondern eine theologische. Erst wenn man weiß, dass es einen gemeinsamen Vater aller gibt, ist auch die

Geschwisterlichkeit keine bloße Idee mehr. Warum ist das ‚Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit‘ ein Traum geblieben? – Weil man mit der Proklamation des Programms Gott, den Vater, abgeschafft hat.“ Dieses Scheitern ist auch für Europa zu befürchten, das ohne Gottesbezug in der Verfassung auskommen will. Und Deutschland? Dem Volk fehlt das Vertrauen in die Politik – siehe Wahlbeteiligung. Und was noch schlimmer ist, das Volk und die Regierung haben nicht den Mut und die Kraft, notwendige Reformen anzupacken, wie die Demonstrationen gegen Hartz IV zeigen.

Was ist zu tun? Für Christen gilt es, das Motto des diesjährigen Treffens der Gemeinschaft „Comunione e Liberazione“ (Gemeinschaft und Befreiung) in Rimini, an dem 700.000 Menschen teilnahmen, zu verwirklichen: „Unser Fortschritt besteht nicht darin, dass wir glauben, wir hätten unser Ziel erreicht, sondern dass wir uns ständig danach ausrichten“. Dieses Ziel liegt in der Berufung zur Heiligkeit, konkret in der Heiligung unserer Arbeit und der Welt insgesamt. André Malraux, Kulturminister unter De Gaulle, meinte einmal: „Es gibt kein Ideal, für das wir uns aufopfern können, weil wir von allen die Lüge kennen, wir, die wir nicht wissen, was Wahrheit ist“. Das darf für Christen nicht gelten, die im Credo nicht eine Idee oder Ideologie bekennen, sondern ihren Glauben an Jesus Christus, also an eine Person, die von sich sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Schwerpunkt der Herbstkonferenz der deutschen Bischöfe war das Thema Mission. Es gibt in unserer jetzigen Situation kein wichtigeres Thema, als den Menschen in Deutschland die Person Christi und seine Botschaft nahezubringen. Wir sind alle aufgerufen, mitzuhelfen.

Mit freundlichen Grüßen
aus Kaufering

Ihr Hubert Gindert

Totengedenken verbindet Generationen

Angelus am Fest Allerheiligen, 1. November 1994

Heute feiern wir das liturgische Fest Allerheiligen. Die pilgernde Kirche auf Erden blickt auf zu all denen, die schon heimgegangen sind und die Anschauung Gottes genießen.

Im Jahr der Familie, das wir begehen, lädt uns das heutige Fest ein, insbesondere die Heiligen als „Familie Gottes“ zu betrachten und auch daran zu denken, dass die ganze Kirche eine Familie ist (vgl. Lumen Gentium, Nr. 51), die von den noch auf Erden weilenden und den bereits im Himmel lebenden Jüngern Christi gebildet wird. In gewisser Weise kann sie sich die „Familie der Familien“ nennen, weil jede christliche Familie berufen ist, darin lebendige Zelle, kleine „Hauskirche“, zu sein (vgl. Johannes Paul

II., Predigt vom 9. Oktober 1994: O.R.dt., Nr. 42, S.7).

Dieser Gedanke möge den Familien helfen, ihre Berufung immer vollkommener zu leben. Viele Heilige haben den Gipfel der Vollkommenheit gerade dadurch erreicht, dass sie in einer Familie lebten. (...) Der Fürsprache unserer Brüder und Schwestern im Himmel empfehlen wir am heutigen Festtag alle Familien der Welt.

Morgen feiern wir den Gedenktag der verstorbenen Gläubigen, der auch eindrucksvoll auf das Thema der Familie hinweist. Denn er ruft liebe Menschen in Erinnerung, die diese Erde bereits verlassen haben, und das erzeugt ein Gefühl der Gemeinschaft, das die Zeit überschreitet und die Generationen verbindet. Es handelt sich um eine von Liebe, Erinnerung und vor allem Gebet durchdrungene geistliche Beziehung, die ihren festen Grund in der schon irgendwie von der Vernunft erfassten und vom Glauben bekräftigten Gewissheit hat, dass das Dasein des Menschen nicht auf der Erde endet. Der Tod eröffnet den Menschen einen neuen Lebenshorizont in der Richtung, die vom Gericht Gottes über das vollbrachte Gute und Böse vorgezeichnet ist. Ja, der Glaube versichert uns, dass auch die Leiber in geheimnisvoller, nur der göttlichen Weisheit bekannter Weise am Ende der Zeiten auferstehen werden. Gott will den ganzen Menschen retten – in der geistlichen und in der leiblichen Dimension.

Die Bestattungs-, Trauer- und Erinnerungskultur hat sich in den letzten Jahren stark verändert. Beerdigungsrituale verlieren an Bedeutung.

Diese Entwicklung verunsichert viele Menschen, auch viele Christen in unseren Gemeinden.

Ausgangspunkt und inhaltlicher Kern aller Überlegungen zu einer christlich motivierten Bestattungskultur sind die Deutung des Todes, die Auferstehungshoffnung und das Menschenbild der Christen.

Der wichtigste Beitrag des christlichen Glaubens zu einer Kultur des Trauerns besteht darin, die Frage nach den Toten und ihrem Schicksal wach zu halten.

Bestattungskulturen verweisen immer auch auf ein gesellschaftliches Bewusstsein. Wir leben in einer von Individualisierung und Mobilität geprägten Gesellschaft.

Auch im Bereich der Bestattungs- und Erinnerungskultur ist eine Tendenz zur Privatisierung und Liberalisierung zu beobachten.

Die Deutung des menschlichen Todes im Licht des Todes und der Auferstehung Jesu Christi bildet den Ausgangspunkt und inhaltlichen Kern aller Überlegungen zu einer christlich motivierten Bestattungskultur. Von diesen zentralen Glaubensinhalten her erschließt sich, welche Riten in besonderer Weise geeignet sind, der christlich verstandenen Trauer und Hoffnung Ausdruck zu verleihen.

Auszüge aus: Christliche Bestattungskultur, Orientierungen und Informationen, Sekretariat der dt. Bischofskonferenz



„Dein Herz verlangt nach mehr“

Edith Stein und die Herz-Jesu-Mystik¹

Edith Stein erwähnt das Herz Jesu in ihrem umfangreichen Werk selten, und doch spielt dieses Bild vom Wesen Gottes in ihrer Christologie und Spiritualität sowie in ihrem Leben eine entscheidende Rolle. Sie versteht das Herz Jesu als Sinnbild für *Leben*, denn wenn ein Herz aufhört zu schlagen, bedeutet das den Tod. Jesus aber ist das Leben schlechthin. Herz wird aber auch gedeutet als Inbegriff der *Liebe*, und Jesus verkörpert die unendliche Liebe. Damit wird sein tiefstes Wesen ausgedrückt, denn er, der ewig Lebendige und ewig Liebende, wendet uns Menschen sein Innerstes, sein Herz, zu. Aus dieser Liebe heraus ist er für uns am Kreuz gestorben und auferstanden, um uns zu erlösen. Mit dieser Erlösungstat des Sohnes Gottes sind Edith Steins Äußerungen über das Herz Jesu stets verbunden. Durch diese bewegt er unsere Herzen, und wir werden seiner lebendigen Liebe inne und teilhaftig. In diesem Sinn versteht Edith Stein dieses Bild und erfasst so zutiefst das göttliche Wesen des Erlösers, dem sie sich mystisch verbindet. Das geschieht in entscheidenden Phasen ihres Lebensweges, die untrennbar verknüpft sind mit den dunkelsten Jahren deutscher Geschichte, dem Dritten Reich. So spricht sie das Herz Jesu hauptsächlich an zwischen den Jahren 1938, als sie auf Anraten ihrer Oberen in den Karmel nach Echt

wechselte in der Hoffnung, in den Niederlanden seien Juden sicher, und Pfingsten 1942, wenige Monate vor ihrer Ermordung.

Lebensstationen und Hinwendung zum göttlichen Herzen

Am 5. August 1942 schrieb Edith Stein aus dem Lager Westerbork, der letzten Station vor der Deportation nach Auschwitz, an den Karmel von Echt über die Situation im Lager und schließt den Brief mit folgenden Worten: „Wir vertrauen auf Euer Gebet. Es sind hier so viele Menschen, die etwas Trost brauchen, und sie erwarten ihn von den Schwestern. In Corde Jesu Eure dankbare Benedicta.“² Vor dem Transport in den Tod vertraut sie sich und ihre Mitgefangenen wie auch die Schwestern im Kloster Echt durch diese Grußformel dem Herzen Jesu an.

In dem Aufsatz über das „Weihnachtsgeheimnis“ von 1931, als der Antisemitismus durch die Nationalsozialisten schon kräftig geschürt wurde, spricht sie vom „ewigen Licht, das Liebe und Leben ist. Gott in uns und wir in ihm, das ist unser Anteil am Gottesreich, zu dem die Menschwerdung den Grund gelegt hat.“ Der Terminus „ewiges Licht“ wird zum Synonym des Herzens Jesu. Die Kraft, die aus der innigen Vereinigung mit ihm fließt, aus dem Ineinander der Herzen, befähigt, sich den Mitmenschen zuzuwenden, um in ihnen etwas zu entzünden, weil man sich selbst vom Herzen Gottes entflammen lässt. Dieser ausstrahlende Gottesbezug wird gepflegt durch das Gebet, das nach Edith Stein immer Gebet der Kirche ist und damit das „Herz der Kirche“ offenbart. Beter, die in ständiger Hingabe an Gott leben, „sind wahrhaft das *Herz der Kirche*; in ihnen lebt die hohepriesterliche Liebe Jesu“. Daher ist

Schon jäh nehme ich den Tod,
den Gott mir zugedacht hat, in vollkommener
Anvertrauung unter Seiner heiligsten Willen
mit Frieden entgegen. Ich bitte den
Herrn, daß Er mein Leben und Sterben an-
nehmen möchte zu Seiner Ehre und Ver-
herrlichung, für alle Anliegen der heilig-
sten Herzen Jesu und Marias und der
heiligen Kirche, insbesondere für die Erhaltung
Heiligung und Vollendung unseres deutschen

Auf beiden Seiten: Aus dem handgeschriebenen Testament von Edith Stein vom 9. Juni 1939

es Aufgabe der Christen, „zu lieben und zu dienen“.

Einen Schlüsseltext für Edith Steins Auffassung vom Wesen Jesu, dem leidenden Erlöser, bildet die Abhandlung „Das Gebet der Kirche“ aus dem Jahr 1938, in dem die Nationalsozialisten ihre Herrschaft gefestigt hatten und die Judenverfolgung mit dem Prolog am 9. November eskalierte. Sie stellt das Herz Jesu in den Mittelpunkt ihrer spirituellen Überlegungen über das Hohepriesterliche Gebet im Johannes-evangelium: „Und er entsiegelt das Geheimnis des Hohenpriestertums: alle die Seinen dürfen es hören, wie er *im Allerheiligsten seines Herzens* mit dem Vater spricht; sie sollen erfahren, worum es geht, und sollen lernen, in ihrem Herzen mit dem Vater zu sprechen. Das hohepriesterliche Gebet des Heilandes offenbart das Geheimnis des innersten Lebens; das Ineinander der göttlichen Personen und das Inne-wohnen Gottes in der Seele.“ In dieser Auslegung werden wesentliche Aspekte der Herz-Jesu-Theologie zum Ausdruck gebracht, die für Edith Steins Christologie bestimmend sind. Vor allem wird auf die Dreifaltigkeit hingewiesen, die sie an anderer Stelle dieser Abhandlung so charakterisiert: Es gäbe „keine Verherrlichung des Vaters, die nicht zugleich Verherrlichung des Sohnes und des Heiligen Geistes wäre.“ Hier klingt ein wesentliches Motiv der

Herz-Jesu-Mystik an, in der das Geheimnis der Dreifaltigkeit eine zentrale Rolle spielt. Die Wesenseinheit von Vater, Sohn und Heiligem Geist kann man auch als Herzeseinheit deuten, und diese spielt in der Herz-Jesu-Mystik aller Zeiten eine zentrale Rolle.

Kurz nachdem Hitler am 1. September 1939 den Zweiten Weltkrieg entfacht hatte, meditiert Edith Stein am 14. September über das Fest der Kreuzerhöhung und bringt es in unmittelbare Verbindung mit dem Herzen Jesu: „Die Welt steht in Flammen. Drängt es dich, sie zu löschen? Schau auf zum Kreuz. Aus dem offenen Herzen quillt das Blut des Erlösers ... überall hin trägt dich seine erbarmende Liebe, die Liebe aus dem göttlichen Herzen ... lindernd, heilend, erlösend.“ Das ist eine innerste Erfahrung der Kreuzesmystikerin Edith Stein, die den Namen Theresia Benedicta a Cruce, die Gesegnete vom Kreuz, bewusst gelebt hat, vor allem als sie im Lager ihren „Geschwistern“ aus dem Volk Israel, die den Messias nicht erkannt hatten, aus der tiefen Herzensvereinigung mit ihm „lindern und heilend“ begegnet ist und so seine Erlösungstat am Kreuz durch ihr Dasein und ihr Handeln verkündete.

Im Juni 1940 schrieb sie „Sentenzen“ in Gebetsform, aus denen das Kriegsgeschehen spricht, denn kurz vorher hatte Hitler die Niederlande

annektiert. Jetzt waren die Juden auch hier nicht mehr sicher. Über diese Sentenzen breitet sich eine endzeitliche Stimmung. Sie sprechen vom Frieden, den die Welt nicht annimmt:

„In deinem Herzen wohnt
der ew'ge Frieden.
Du möchtest ihn in alle
Herzen gießen,
Du möchtest strömend in
sie überfließen,
Doch findest keinen Eingang
Du hinieden.“

In ihrem Todesjahr 1942 verfasste sie eine Pfingstnovene. In ihr klingen in den Anrufungen des Heiligen Geistes wesentliche Themen ihrer Spiritualität und Theologie an, als ob sie im Angesicht des Todes noch einmal die ganze Fülle der Begnadung, die sie im Heiligen Geist hatte empfangen dürfen und die sie demütig angenommen hat, zusammenfassen wollte. Darin spricht sie auch das Herz Jesu an und in ihm die tiefste Vereinigung mit ihm, die durch den Heiligen Geist vermittelt wird und sich in der Eucharistie, dem „Manna“ des Lebens erfüllt: „Bist du das süße Manna nicht, das aus des Sohnes Herzen in mein Herz überströmt, der Engel und der Sel'gen Speise? Er, der vom Tod zum Leben sich erhob, er hat auch mich zu neuem Leben auferweckt vom Schlaf des Todes. Und neues Leben gibt er mir von Tag zu Tag, und einst soll seine Fülle mich durchfluten, Leben von deinem Leben – ja du selbst: Heiliger Geist – ewiges Leben!“ Es begegnet uns eine mystische Sprache, die das Geheimnis des Wesens Jesu, des Lebens und der Liebe hymnisch aufleuchten lässt.

Ordens, namentlich des Kölner und des Eichen
Karmats, zur Lötung für den Unfluchen des
jüdischen Volkes und damit der Herr von
den Sinnen aufgenommen werde und sein
Pater könne in Betrachtung, für die
Rückung Deutschlands und den Frieden
der Welt, schliefen für meine Angehörigen,
Lebende und Tote, und alle, die mir Gott
gesehen hat: dass keiner von ihnen ver-
lassen geht.

Herz-Jesu-Mystik in unserer Zeit

Diese mystische Sprache entspringt unserer Zeit.. Während die Mystikerinnen und Mystiker früherer Jahrhunderte in ihren Dialogen Gott sprechen lassen, ihm dann antworteten und auch Fragen stellen, berichtet Edith Stein objektiv über ihre Gespräche mit Gott. So be-

schreibt sie eine „Heilige Stunde“, in der ihr inniges Gespräch mit dem Heiland sie zu der „inneren Gewissheit“ finden ließ, dass sie erhört sei. Sie bringt zum Ausdruck, dass die tiefe Vereinigung zwischen dem Herzen Gottes und dem Herzen des Menschen sich im eigenen Inneren vollzieht und sich von dort aus in Welt und Kirche verströmt, so wie sich Jesus Christus am Kreuz für die ganze Menschheit verströmt hat. Dieses Da-Sein Jesu Christi für die ganze Menschheit, ist ein Aspekt in Edith Steins Christologie, der unserer Zeit angehört und der in der Mystik früherer Jahrhunderte nicht in dieser Ausdrücklichkeit zu finden ist.

Die Objektivierung mystischer Erfahrungen hängt auch mit Edith Steins Werdegang zusammen. Sie war Philosophin und ist dies ihr Leben lang geblieben. Ihre tiefe Religiosität war verbunden mit ihrem philosophischen Denken, das sie als Gottesgeschenk betrachtete. Die *Einbeziehung der Philosophie*, die wesentlich zu ihrem Christin-Werden beigetragen hat, kann als weiterer Aspekt ihrer mystisch geprägten Christologie angesehen werden. Wesentlich ist dabei, dass ihr Christusglaube in der Messiaserwartung des Alten Bundes wurzelt.³

Die Deutung und Bedeutung der Eucharistie

Die tiefste mystische Vereinigung mit dem Auferstandenen wird uns in der *Eucharistie* geschenkt. In ihr gibt sich der Messias und Erlöser an die Menschen hin und in sie hinein. Er senkt sein Herz in das unsrige, um in der Herz-Jesu-Theologie zu sprechen. Und so führt die Kommunion in der heiligen Messe zum innersten Einswerden mit dem gekreuzigten und auferstandenen

Herrn. Das ist die tiefste Erfahrung aller Mystik, besonders der Herz-Jesu-Mystik. Diese Erfahrung wird uns allen geschenkt, denn jeder Kommunionempfang ist ein Einswerden mit Jesus Christus und durch ihn mit dem Dreifaltigen Gott. In diesem Sinn sind wir alle Mystiker, müssen es sein, denn nur so können wir das Leben bestehen. Die ganze immerwährende Opferhingabe Christi – am Kreuz, in der hei-



Sr. Teresia Benedicta a Cruce / Edith Stein (1942)

ligen Messe und in der ewigen Herrlichkeit des Himmels – fasst Edith Stein als eine einzige große Danksagung – als *Eucharistie* – auf, als Dank für die Schöpfung, Erlösung und Vollendung. Jesus Christus bringt sich selbst dar im Namen der ganzen geschaffenen Welt, deren Urbild er ist und in die er hinabgestiegen ist, um sie von innen heraus zu erneuern und zur Vollendung zu führen. Er ruft aber auch diese ganze geschaffene Welt auf, „selbst mit ihm vereint, dem Schöpfer die Dankeshuldigung darzubringen, die ihm gebührt.“

Für Edith Stein verbinden sich Alter und Neuer Bund in der Liturgie der Kirche zum „Eucharistischen Gebet“, so dass eine Ahnung des „himmlischen Jerusalem“ vermittelt wird, auf das wir zugehen. Diese Liturgie wird vom einzelnen

Gläubigen gefeiert und mitgetragen, und so macht ihn „die Teilnahme am Opfer und Opfermahl ... zu einem lebendigen Baustein der Gottesstadt – ja jede einzelne zu einem Tempel Gottes.“ Jesus Christus begegnet also jedem einzelnen von uns im Eucharistischen Opfer und verbindet sich mit ihm. Zugleich tun sich in der Einzelbegegnung die unendlichen Weiten des Heilsgeschehens auf, und trotzdem bleibt die ganz persönliche und jeweils einmalige Begegnung mit ihm bestehen. Das ist eine faszinierende Deutung von Eucharistie in der Kirche, die uns Edith Stein in mystisch-hymnischer Sprache hinterlassen hat. Sie weiß sich am Herzen Gottes geborgen, und so betet sie dieses Herz-Jesu-Gebet:

„Du senkst voll Liebe
Deinen Blick in meinen,
und neigst Dein Ohr
zu meinen leisen Worten
und füllst mit Frieden
tief das Herz.“

Dein Leib durchdringt
geheimnisvoll den meinen,
und Deine Seele eint sich
mit der meinen:
Ich bin nicht mehr,
was einst ich war.

Doch Deine Liebe findet
kein Genügen an diesem
Austausch,
der noch Trennung lässt.
Dein Herz verlangt nach mehr.

Du kommst und gehst,
doch bleibt zurück die Saat,
die Du gesät
zukünftiger Herrlichkeit,
verborgen in dem Leib
von Staub.“

¹ Dieser Artikel ist anhand eines Vortrags entstanden, den die Verfasserin beim Herz-Jesu-Studien-Tag der UNIO COR JESU am 24. Januar 2004 in Wien gehalten hat.

² Die Zitate sind dem Gesamtwerk von Edith Stein entnommen, das in 22 Bänden im Herder-Verlag Freiburg erschienen ist.

³ Vgl. Irmgard Schmidt-Sommer: Der Messias ist unser Heil. Edith Stein und die Botschaft des Alten Testaments. Der Fels, 12/2003, S. 341 ff.

Heilige Sternschnuppen

Die Heiligen des Monats November – ein flüchtiger Blick in den Himmel

Wie Sternschnuppen nach dem großen Leuchten von Allerheiligen ziehen an uns die Heiligen des Monats November vorüber. Jeder Gedenktag eine flüchtige Leuchtspur – zu kurz, um Charaktere und historische Situationen in den Blick zu bekommen. Aber lang genug, um auch einen Ahnungslosen neugierig zu stimmen, der sonst die Heiligen nur in blasser Entrücktheit sieht, alle gleich, gesichtslos. Die Heiligen des Monats November zeigen in der Vielfalt ihrer Gesichtszüge, dass sie Menschen aus Fleisch und Blut waren, jeder nach seiner Art und jeder ein Kind seiner Zeit.

Karl Borromäus, dessen Gedenktag auf den 4. des Monats fällt, war – oberflächlich gesehen – ein Produkt des im 16. Jahrhundert blühenden Nepotismus, der Vetternwirtschaft also. Sein Leben währte nur sechsundvierzig Jahre, zwischen 1538 und 1584. Nach der Unsitte der Zeit erhielt er schon mit sieben Jahren die Tonsur, die ihn in den Klerikerstand einführte. Mit zwölf Jahren wurde er Abt, mit Pfründen, aber ohne Amtsverpflichtung. Im Gegensatz zu den Gepflogenheiten verzichtete er auf die Pfründenbezüge zugunsten der Armen. Er studierte Rechtswissenschaft in Pavia und wurde zum Doktor der Rechte promoviert. Wenige Monate nach Ende des Studiums wurde sein Onkel zum Papst gewählt. Dieser Papst, Pius IV., holte im Jahre 1560 den begabten Neffen nach Rom und machte ihn mit zweiundzwanzig Jahren zum Kardinal und bald darauf zum Erzbischof von Mailand. Karl war damals weder Priester noch Bischof. Er wurde zum engsten Mitarbeiter

des Papstes in der Funktion eines Kardinalstaatssekretärs und leitete die gesamte auswärtige Staats- und Kirchenpolitik.

Karls Frömmigkeit und feines Gespür für Würde und Gerechtigkeit bewahrten ihn davor, von seiner Stellung als Günstling am päpstlichen Hof zu profitieren. Es war die Zeit nach dem Konzil von Trient. Es ging um die Erneuerung der Kirche, um „die Verwirklichung des Konzils“. Der Ausdruck kommt uns bekannt vor. Karl ging auf in seiner Aufgabe, zusammen mit vielen anderen Heiligengestalten jener nachkonziliaren Zeit, die man das „Jahrhundert der Heiligen“ genannt hat.

Der 7. November versetzt uns in eine andere geschichtliche Situation: vom kultivierten 16. in das raue 7. Jahrhundert. Der angelsächsische



Der heilige Martin, bei der Handlung, die ihn verewigte. Die Darstellung findet sich in der inneren Westwand des Regensburger Doms und entstand um das Jahr 1330.

Mönch **Willibord** evangelisierte die Friesen, erntete Misserfolge bei den Dänen und Erfolge bei uns. Echter nach wurde zum Hauptzentrum seiner Arbeit. Dort ist er begraben. Sein Name mag unschön klingen – wer heißt heute noch so? –, aber die Sache, um die er sich bemühte, ist wieder aktuell geworden: die „Neuevangelisierung Europas“.

11. November: **Sankt Martin**. Auf dem Weg vom heimatlichen Ungarn nach Gallien wird er auch durch die Trierer Porta Nigra geritten sein. Aber es war an einem anderen Stadttor – in Amiens –, wo er seinen Mantel mit einem frierenden Bettler teilte. Statt vorbeizureiten, hat er Augen für die Not eines Fremden gehabt. Seine Tat geht uns auch heute noch unter die Haut: Nicht achselzuckend vorbeigehen, sondern teilen können und Augen für die Not anderer haben, auch für die geistige Not.

Der Heilige des 15. November war kein Ritter. Der Mönch **Albert** ging zu Fuß, kreuz und quer durch Deutschland. Wir nennen ihn „den Großen“. Er starb fast neunzigjährig 1280. Als junger, lebenslustiger Student, hatte er die Predigt eines Dominikanermönches erlebt, der junge Leute für einen neuen Weg der Nachfolge Christi gewinnen wollte. Aber dieser neue Weg der Dominikaner und Franziskaner hatte weder in der klerikalen noch in der weltlichen Öffentlichkeit einen guten Ruf – zu radikal. Deswegen gingen dem Prediger überall Warnungen voraus: Vorsicht, Verführer. Auch Albert war gewarnt. Er ging hin und wurde „geangelt“. Die unbefangene Art seines Umgangs mit der Natur war



Das Glasfenster stellt die heilige Elisabeth von Thüringen mit Brot und Rosen dar. Es ist Teil eines Heiligenzyklus aus sieben Fenstern im Sankt-Barbara-Caritashaus in Grevembroich. Der Zyklus ist ein Werk der in Bonn lebenden und auch im Ausland tätigen Künstlerin (und Fels-Autorin) Irene Rothweiler.

derart neu, daß manche in ihm sogar einen Magier oder Schwarzkünstler sahen. Er beschreibt Tiere, analysiert Metalle, baut Apparate, macht als erster Experimente. Deren Ergebnisse sind natürlich von der Forschung längst überholt, aber die Gabe, das forschende Auge mit dem staunenden Blick zu vereinbaren, ist heute besonders nötig. Ist die Natur heute in den Augen – in den Händen – vieler nicht bloßes Rohmaterial für unsere Begehrlichkeiten? Der hl. Albert lehrt, in einer technisch bestimmten Kultur offen zu bleiben für die Fragen, die jenseits reiner Technik stehen: nach dem Sinn, nach der Wahrheit, nach der Schönheit, ja, nach dem Menschen selbst ...

Elisabeth war eine Königstochter. Sie „wurde vermählt“, heißt es sachlich in den Berichten. Hof und Politik im 13. Jahrhundert erlaubten keine Emanzipation. Mit zwanzig Jahren wurde sie Witwe und begann, eigene Wege zu gehen. Ihre Sorge um die Armen schien vielen übertrieben, ihr neuer Lebenswandel erregte Anstoß. Sie fand ihre Selbstverwirklichung, indem sie ihr Selbst vergaß und sich den Bettlern und den Verlassenen widmete. In ihnen sah sie Christus.

Eine ausführlichere Lebensbeschreibung dieser Heiligen ließe sie etwas anders, vielleicht auch besser aussehen. Sternschnuppen erlauben keine lange Beobachtung. Aber eine kurze Lichtspur kann anregender sein als eine sezierende Analyse. Sie waren sehr verschieden: Der Protegé eines einflußreichen Onkels, der ungetaufte Soldat aus der Provinz, der Student, der sich von einem Menschenfischer fangen läßt oder die hohe Herrin, die im Dienst an die Armen zu sich findet.

Die letzten Tagen des Monats – wenn wir vom Apostel Andreas am 30. absehen – sind „heiligenfrei“. Vielleicht bleiben sie den neuen Heiligen reserviert: Familienmütter und -väter, die Augen haben für die materielle und geistige Not um sich herum und im Bett sterben, ohne je durch Großtaten gegläntzt zu haben. Heilige der alltäglichen Normalität. Auch sie Sternschnuppen – aber unsichtbar, weil sie am helllichten Tag den Himmel kreuzen. □



Diözesanbischof DDR. Klaus Küng

I. Geschichtliche Einordnung

Um verständlich zu machen, was die Kirche mit dem Begriff „Ecclesia Domestica“ – „Hauskirche“ – meint, möchte ich zunächst mit einem kurzen glaubensgeschichtlichen Überblick beginnen.

Um von Anfang an zu vermeiden, dieses Thema mit zu eng gesetzten Kategorien und Vorstellungen anzugehen, gehe ich beim Bemühen, zu erklären, was mit „Hauskirche“ gemeint ist, am liebsten von den Erzählungen der Apostelgeschichte aus. Ein erster Aufschluss gebender Bericht ist die Geschichte der Bekehrung des Hauptmanns Kornelius (Apg 10, 1ff).

Kornelius war ein frommer Heide, ein gottesfürchtiger Mann, der viel Gutes tat und hohes Ansehen genoss. Er hatte seine ganze Verwandtschaft, auch gute Freunde, in seinem Haus versammelt. Sie waren daran interessiert, den Simon Petrus zu hören. Es war ein wichtiges Ereignis: nicht nur, dass Kornelius und seine Leute die Taufe empfangen und Christen wurden. Für die Verbreitung des Evangeliums eröffneten sich neue Perspektiven. Von da an wurden auch Heiden zur Taufe zugelassen. Es war vermutlich zugleich der Anfang einer Hauskirche, die sich nicht auf die Familie im engen Sinn beschränkte. Es ist anzunehmen, dass das Haus des Hauptmanns zum

Häuser, die die Welt verändern

Zur Weitergabe des Glaubens in den Familien – Teil I

Stützpunkt für eine größere Zahl von Christen wurde, auch der Apostel.

In der Apostelgeschichte finden sich auch an anderen Stellen Hinweise auf die Entstehung solcher Hauskirchen. Als Petrus aus dem Gefängnis in Jerusalem befreit wurde und aus seiner Benommenheit erwachte, ging er zum Haus der Maria, der Mutter des Johannes mit dem Beinamen Markus, wo „nicht wenige versammelt waren und beteten“ (vgl. Apg 12, 12). In Philippi nahm Lydia, eine Purpurchandlerin aus der Stadt Thyatira, den Paulus und seine Begleitung in ihr Haus auf, denn – so berichtet die Apostelgeschichte – „der Herr öffnete ihr das Herz, sodass sie den Worten des Paulus aufmerksam lauschte.“ Es heißt dann weiter: „Als sie und alle, die zu ihrem Haus gehörten, getauft waren, bat sie: Wenn ihr überzeugt seid, dass ich fest an den Herrn glaube, kommt in mein Haus und bleibt da“ (Apg 16, 14-15).

Besonders bedeutungsvoll war das Haus des Ehepaares Aquila und Priszilla. Sie waren aus Rom vertrieben worden und hatten sich in Korinth niedergelassen. Bei ihnen wohnte Paulus während seiner missionarischen Tätigkeit in Korinth. Dort verdiente er sich als Zeltmacher den Lebensunterhalt. Von Aquila und Priszilla wird auch erzählt, dass sie den Apollo genauer im Glauben unterwiesen. Bei seinen Predigten hatte sich nämlich gezeigt, dass seine theologischen Kenntnisse unzulänglich waren. Ihr Haus war offenbar ein Zentrum christlichen Lebens.

Gemeinsam mit dem Soldaten, der ihn bewachte, wohnte Paulus in Rom während seiner zweijährigen

Gefangenschaft in einer Mietwohnung, in der er viele empfangen und eine rege apostolische Tätigkeit ausüben konnte. Auch das war wohl eine Art „Hauskirche“.

In Rom sind später mehrere bedeutsame Kirchen an Orten errichtet worden, wo vorher im Zusammenhang mit Wohnanlagen für die liturgischen Zusammenkünfte der Christen Gebetsräume entstanden waren. S. Clemente ist das berühmteste Beispiel dafür.

Zusammenfassend: In den ersten Jahrhunderten versammelten sich die Christen in Familienhäusern. In Zeiten der Verfolgung geschah dies geheim, in ruhigeren Epochen dagegen mehr oder weniger öffentlich. Sie kamen zum Gebet zusammen, vor allem zum Brotbrechen, auch zur Glaubensunterweisung. Diese „Hauskirchen“ waren wohl in der Regel nicht mit einer Familie identisch, auch nicht mit der Großfamilie, sondern durch Offenheit gekennzeichnet, sowohl in sozialer als auch in familiärer Hinsicht. Die Apostel, ihre Nachfolger und Mitarbeiter waren einbezogen und spielten eine wichtige Rolle.

Das Erklären und Betrachten des Kreuzes und der Bilder führt zum Verständnis und zu einer religiösen Beziehung

Mit dem konstantinischen Frieden trat eine grundlegende Veränderung ein: Die Zahl der Christen war stark angewachsen, Privathäuser waren als Versammlungsorte nicht mehr geeignet. Kirchen wurden errichtet, eine geregelte, organisierte Katechese wurde aufgebaut.

Manche Kirchenväter dieser Zeit – dies gilt besonders für Johannes Chrysostomos, aber auch bei Augustinus finden sich Hinweise – haben die Verantwortung der Hausväter für den Glauben und das christliche Verhalten der Mitglieder der Familie betont. Da waren die Hausgemeinschaften in einem engeren Sinn gemeint: die Familie samt Personal. In den folgenden Jahrhunderten wird der Begriff „Hauskirche“ dann kaum mehr verwendet, erst der Protestantismus führt zu einer neuen Belebung. In



den evangelischen Religionsgemeinschaften erhält das Pastorenhaus eine besondere Bedeutung. Als Zentrum des gemeinsamen Gebetes, aber auch als wichtige Stütze der Diakonie und des Gemeindelebens wird es zum Vorbild protestantischer Hausgemeinschaften.

In der katholischen Kirche taucht der Begriff erst im II. Vatikanischen Konzil neuerlich auf. Dies hängt mit der Vertiefung des Kirchenverständnisses zusammen. Das Konzil macht bewusst, dass nicht nur Bischöfe, Priester und Diakone sowie Ordensleute die Sendung der Kirche verwirklichen, sondern alle Getauften und Gefirmten aktiv an dieser Sendung mitwirken müssen. Den Eheleuten und Eltern kommt dabei eine ganz besonders wichtige Bedeutung zu (vgl. LG 11, GS 48). Einen Einfluss auf die Darlegungen des Konzils bezüglich „Hauskirche“ hatten sicherlich auch manche Erfahrungen im Vorfeld, sowie die schon während des Konzils sich abzeichnende Situation einer christlichen Gesellschaft in einem fortschreitenden Säkularisierungsprozess, der für die pastorale Wirksamkeit der Kirche in christlichen Wohlstandsländern wie bei uns eine besondere Herausforderung darstellt.



Gemeinsames Beten zu Hause ist die beste Vorbereitung auf den Gottesdienst in der Kirche

Bei schwereren und länger anhaltenden Kirchenverfolgungen war und ist die Familie der am ehesten noch sichere Ort christlicher Glaubenspraxis. In Extremfällen wird die Familie zum einzigen Träger kirchlichen Lebens. In manchen Ländern wie Japan, Russland, Albanien usw. hat der christliche Glaube fast ausschließlich durch die Treue mancher Familien über längere Strecken hinweg überdauern können.

II. Die Familie in der säkularisierten Gesellschaft

In der fortschreitend säkularisierten Gesellschaft entsteht in Ländern, die ursprünglich christlich stark geprägt waren und in denen sich gut organisierte Volkskirchen entwickelt hatten, bedingt durch den gesellschaftlichen Umbruch, eine Situation, in welcher die traditionellen seelsorglichen Einrichtungen und Vorgangsweisen nicht mehr „greifen“. Da kommt der Familie ebenfalls vermehrt eine besondere Bedeutung zu.

Das hängt mit den Gegebenheiten der Schule in einer pluralistischen Gesellschaft zusammen: Nach starkem Rückgang der Glaubenspraxis bei einem größeren Prozentsatz der Bevölkerung stellen die Kinder und Jugendlichen aus christlichen Familien plötzlich eine Minderheit dar. Der

Religionsunterricht wird dadurch viel schwieriger. Er muss beim Wissensniveau jener ansetzen, die keine Voraussetzungen mitbringen. Er bedeutet zwar für alle, auch solche, deren Familien der Kirche weitgehend entfremdet sind, eine Chance, den Glauben kennen zu lernen. Der Religionsunterricht wird aber auch dort, wo er gelingt, inhaltlich unvermeidlich ärmer und kann nicht mehr das leisten, was er früher geleistet hat, als noch die meisten Schüler mehr oder weniger religiös erzogen waren. Dazu kommt, dass die Lehrer ebenfalls ein Abbild der pluralistischen Gesellschaft sind, wodurch die Kinder und Jugendlichen, ohne dafür vorbereitet zu sein, mit sehr unterschiedlichen Weltanschauungen konfrontiert sind. An solchen Schulen werden kaum mehr christliche Werte vermittelt. An konfessionellen Privatschulen ist die Lage zwar noch etwas besser, weil der Schulträger die Lehrkräfte bis zu einem gewissen Grad auswählen kann, aber wegen des Mangels an geistlichen Berufen gerade bei den tätigen Orden wird es auch diesbezüglich von Jahr zu Jahr schwieriger, eine klare Schulidentität zu wahren.

Auch in den Pfarren ist die pastorale Arbeit schwieriger geworden: Da in den ursprünglich sehr christlichen Ländern die meisten Kinder und Jugendlichen noch immer getauft werden, obwohl viele Eltern selber den Glauben kaum oder nicht mehr praktizieren, werden sie zwar zu den Sakramenten geführt und im Glauben so gut wie möglich unterrichtet. Da ihnen aber das Vorbild der Eltern und Geschwister fehlt, ist es sehr schwierig, sie zu einer echten und regelmäßigen Teilnahme am kirchlichen Leben zu bewegen. Die Vorbereitungen auf die Erstkommunion und auf die Firmung werden zu isolierten Gehversuchen im Glauben, die nur in einem sehr begrenzten Maße fruchtbar sein können. Auf Grund dieser Schwierigkeiten werden alle möglichen Anstrengungen unternommen, um die Eltern der Kinder und Jugendlichen in die Sakramentenvorbereitungen einzubeziehen. So wird in den letzten Jahren jedes Mal stärker bewusst, wie wichtig die Familie für die Weitergabe des Glaubens ist.

Forsetzung folgt

„Stärke, was noch übrig ist“ (Offb 3,2)

Wo die Kirche bei uns am meisten gefährdet ist

Die Gefahren von außen sind es nicht. Sie sind einigermaßen abschätzbar, und die Gegner sind uns nicht unbekannt.

Die Französische Revolution hat zwar ihre Ziele noch nicht völlig erreicht, doch würden sich die Initiatoren darüber freuen, dass die Kirche zum Großteil ihr Programm übernommen hat: Liberté, Egalité, Fraternité.

Die Freimaurerei ist seit dem II. Vatikanum auch tief in die Kirche eingedrungen und hat viel Terrain erobert (z.B. im Bereich der Liturgie). Der massenhafte Abfall von Gott, nicht nur von der Kirche (!) macht diese nur zur kleinen Herde, die sich aber nicht zu fürchten braucht (vgl. Lk 12,32).

Die finanzielle Not, die heute ganze Diözesen fast in den Konkurs treibt, ist nicht zu unterschätzen. Ich kann mir aber vorstellen, dass aus diesem Mangel eine heilsame Not werden kann. Sie könnte uns von den vielen Institutionen und der papierenen Seelsorge befreien und die Kirche wieder zu einer armen, aber apostolischen werden lassen.

Materialismus, unaufhaltsame Säkularisierung, das Liebäugeln mit einer gemeinsamen Weltreligion ... Dazu Hubert Luthe, Bischof von Essen: „Die schlimmste Gefahr, die hierzulande dem christlichen Glauben droht, ist, wenn ich recht sehe, weder die zunehmende Gottlosigkeit oder der schon lange wirkende Materialismus noch die offenkundige Abstumpfung der Herzen. Die eigentliche Gefahr liegt in der Verharmlosung des Evangeliums durch die, denen es anvertraut ist.“

Bleibt freilich noch die größte und unheimlichste Macht zu nen-

nen: der Teufel. Er greift die Kirche von außen und von innen an und hat heute noch den Vorteil, dass er weithin geleugnet und daher nicht mehr ernst genommen wird. Eine Chiffre für das Böse, mehr nicht. – Aber gegen all diese Gefahren, die der Kirche von außen drohen, hat sie das Wort des Herrn: „Et portae inferi non praevalent eam“ (Mt 16,18). (Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen).

Die größten Gefahren drohen heute der Kirche von innen her. Das Herz der Kirche ist krank. Es droht ein lebensgefährlicher Infarkt. Auch das Herz der Kirche hat zwei Kammern: Eucharistie und Priestertum.

Unsicherheit, Zweifel, Missbrauch, innerer Abfall, Ehrfurchtlosigkeit ... haben dieses Herz der Kirche schwer geschädigt. Manchmal wissen es die Betroffenen, Priester und Laien, gar nicht, was sie anstellen, wenn sie bei der Liturgie und mit der Eucharistie machen, was sie wollen. Zu entschuldigen sind sie aber nicht; ihre Sünde ist der Ungehorsam. Andere wissen es wohl, was sie tun (Interzelebration), und wollen die Einheit der Kirchen via facti herstellen. Was verloren geht, sind Eucharistie und Priestertum. Der innere Auflösungsprozess ist viel weiter fortgeschritten als die meisten Hirten glauben.

Das Priestertum

Es geht längst nicht mehr nur um die (zu geringe) Zahl der Priester. Die Zahl der Gläubigen nimmt ja – proportional – noch schneller ab als die der Priester. Viel gefährlicher ist die so genannte „Identitätskrise“ der Priester. Der Grund, auf dem man einst stand, ist nicht mehr recht trag-



Erzbischof Eder bleibt ein unermüdlicher und furchtloser Verkünder des Wortes Gottes

fähig. Gefragt ist heute der Mensch im Priester, nicht mehr der Christus in ihm. Vielfach sind die Priester selber davon überzeugt, dass die Laien vieles besser können. Aufgrund der längst überholten Seelsorgeseinheiten und der Seelsorgemethode, die daran gebunden ist, hat sich ein „Laienpriestertum“ herangebildet. Da in vielen Orten der Priester fehlt, die „religiösen Bedürfnisse“ der Gläubigen aber befriedigt sein wollen, müssen die Pastoralassistentinnen und -assistenten nolens volens immer mehr priesterliche Aufgaben übernehmen.

Ist der sacerdotale Priester wirklich noch notwendig? Und worin besteht der unverzichtbare Dienst? Sind es nur mehr die Konsekrationsworte und die Absolutionsvollmacht? Dann hat der Priester nur mehr eine Funktion. Warum weiht



Oben: Ein Messkelch (13 cm hoch) und eine Patene (9 cm Ø), hergestellt in einem sowjetischen Gefangenenlager – Aus dem Nachlass von P. Gerhard Hermes, dem Begründer des „Fels“.

Erzbischof Georg Eder schreibt: „Die Feier der heiligen Messe ist für den Priester das tägliche unschätzbare Geschenk unseres Herrn und Hohenpriesters. All die Priester in den Gefängnissen und Lagern des Nationalsozialismus und des Kommunismus hatten nur die eine Sorge: ein bißchen Wein, ein wenig Brot...“, – In seinen Berichten „Das Liebesmahl in der Steppe“ und „Gott schreibt gerade auch auf krummen Zeilen“ erzählt P. Gerhard Hermes, wie er in sowjetischer Gefangenschaft zu Wein kam und im Lager die heilige Messe feierte (Beide Berichte in dem Sammelband „Du kommst nach Hause“). Das Buch von Pater Hermes „Du kommst nach Hause“ ist zu beziehen beim Fels-Verlag, Postfach 11 12, 86912 Kaufering und kostet 9,20 Euro zuzügl. Versand.

die Kirche nicht bewährte Männer und Frauen? Macht die Kirche nicht selbst die Not? Es sind nicht nur einzelne Priester, die darauf warten, bis „dieses System“ zusammenbricht und Rom nachgeben muss. Sie fördern natürlich keine Berufungen mehr. (Meine Aufgabe ist es hier nicht, den „Gegenbeweis“ anzutreten, sondern allein die Gefahr aufzuzeigen.)

Die Not der Priester – vor allem der jungen – kommt noch von einer ganz anderen Seite: Überforderung, Krankheit, Einsamkeit. Junge Priester, denen noch die Erfahrung fehlt, müssen zwei, drei Pfarren übernehmen. Ich vergesse nie, wie mich die Eltern eines solchen Priesters begrüßten: „Herr Erzbischof, ihr reibt die jungen Priester auf.“ Beschämt gab ich zu: „Ja, ihr habt recht. Und ich will mich mit allen Kräften bemühen, hier etwas

zu ändern.“ Drei Pfarrgemeinderäte, drei Pfarrkirchenräte und oft eine zeitraubende Vermögensverwaltung. Nein. Jetzt schon sind zu viele unserer Priester krank. Hier kann nur eine einschneidende Änderung der Seelsorgestrukturen und -methoden helfen. Wir arbeiten immer noch nach den Seelsorgsplänen Josephs II.. Ein Pfarrer darf nur eine Pfarre haben, nicht drei bis fünf! (Mein diesbezüglicher Plan scheiterte damals leider am inneren Widerstand. Heute rüttelt die Not bereits an den tragenden Pfeilern unserer alten Konstruktion.) – Ändern muss sich auch grundsätzlich unsere Seelsorgsmethode. Wir müssen von der (alles) umfassenden Seelsorge zur Einzelseelsorge, zur personalen, übergehen. Schon vor Jahren sagte mir ein Ständiger Diakon: „Herr Erzbischof, wenn wir jetzt nicht schnell zu den Menschen gehen, verlieren wir alle.“

Die oben geschilderte Not der Priester schreit um Hilfe zu den Bischöfen. Der Bischof muss wieder zum Seelsorger seiner Priester werden. Er muss sie besuchen, nicht nur visitieren. Er muss von ihnen mehr wissen als den Namen. Ich bin der festen Überzeugung, dass ein Bischof, der privat einen Nachmittag oder Abend bei einem Pfarrer verbringt, mehr bewirkt, als wenn er an irgendeiner Sitzung oder einem Fest teilnimmt. Sicher, die Bischöfe verausgaben sich, um die Kirche überall präsent zu machen. Der Erfolg ist sehr gering. Die Botschaft, die der Bischof bei einem solchen Anlass verkündet, wird zumeist von den Medien nicht weiter transportiert. Die „Stimme der Kirche“ wird kaum wahrgenommen. (Übrigens: Wer verpflichtet denn die Bischöfe zu den vielen Verpflichtungen, die sie eingehen? Das Kirchenrecht nicht. Aber auch die Pfarrer und die Gemeinden dürfen den Bischof nicht für jedes Festlein verbrauchen.) Die erste und größte Pflicht des Bischofs in unserer Zeit muss die Sorge für die Priester sein!

Die Eucharistie

Die Eucharistie selber ist in Gefahr, verloren zu gehen! (Dieser Teil überschneidet sich notwendigerweise mit dem Thema Priestertum; denn Eucharistie und Priestertum bedingen einander.)

Warum zelebrieren, konzelebrieren viele Priester nicht mehr, wenn sie nicht verpflichtet sind? Vor einem Menschenalter war die tägliche Feier der heiligen Messe das fraglos Unverzichtbare für den Priester. Auch die geistlichen Professoren in den Knabenseminarien feierten ihre heilige Messe – oft zu sehr früher Stunde. Wenn es wahr ist, dass „die Kirche von der Eucharistie lebt“ (Ecclesia de Eucharistia), dann ist der Priester der allererste, der davon lebt! Die Feier der heiligen Messe ist für den Priester das tägliche „inaestimabile donum“ (*unab-schätzbares Geschenk*) unseres Herrn und Hohenpriesters. All die Priester in den Gefängnissen und Lagern des Nationalsozialismus und des Kommunismus hatten nur die

eine Sorge: ein bisschen Wein, ein wenig Brot ... Der inzwischen verstorbene vietnamesische Kardinal François-Xavier Nguyễn Van Thuán war dreizehn Jahre im Gefängnis, davon neun Jahre in strenger Isolation. Im Jahr 2000 hielt er die Exerzitien für den Papst und seine Mitarbeiter. Dabei erzählte er: „Mit drei Tropfen Wein und einem Tropfen Wasser in der hohlen Hand feierte ich Tag für Tag die Messe. Das war mein Altar, das war meine Kathedrale ... Das waren die schönsten Messfeiern meines Lebens!“ Unwillkürlich denke ich an die 5. Osterpräfatation: „Er selbst (Christus) ist der Priester, der Altar und das Lamm.“ Nguyễn Van Thuán hat diese Wahrheit an sich erlebt.

Die Ehrfurcht oder Ehrfurchtslosigkeit dem *summum bonum* gegenüber ist der Gradmesser des Glaubens oder Unglaubens. Die Lieblosigkeit, mit der man in nicht wenigen Kirchen das allerheiligste Sakrament behandelt, ist einfach wehtuend. Wie wetterten die Liturgisten gegen den Empfang des „alten Brotes“ aus dem Tabernakel! Heute legt man ohne Bedenken das neue Brot auf das alte, immer wieder. Einige Male im Jahr wird dann wohl „ausgeräumt“, wie mir ein Mesner sagte.

Es gäbe noch viele andere Orte aufzuzeigen, wo der Eucharistie Gefahr droht, z.B. die Erstkommunionfeiern, wo kaum noch jemand weiß, was da eigentlich „geschieht“. „Wir verlieren die Sakramente“, sagte schon vor Jahren ein belgischer Bischof. Zuerst verschleudern wir sie (Firmung!), dann verlieren wir sie.

Die Interzelebration

Sie ist in meinen Augen die Lebensgefahr für Eucharistie und Priestertum in der Kirche. Durch sie wird nicht nur die Eucharistie preisgegeben und die Einheit der Kirche einer Zerreißprobe ausgesetzt. Der Priester höhlt selber sein Priestertum aus und bringt seine Gemeinde um den Glauben. Es stellt sich auch der Zweifel ein, ob ein solcher Priester noch am Eucharistieglauben der Kirche festhält. Die Kirche glaubt,

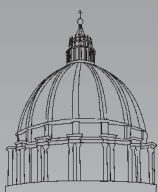
dass die heilige Eucharistie Opfer, Mahl und Sakrament ist. „Er selbst ist der Priester, der Altar und das Lamm“ (5. Präfatation von Ostern). Das ist Gegenwart und Wirklichkeit bei jeder heiligen Messe.

Sollte aber ein Priester den Glauben daran verloren haben, so müsste er es sofort seinem Bischof sagen. Er müsste selbst (ohne Suspension) sein Amt zur Verfügung stellen und dürfte bereits am nächsten Tag nicht mehr zelebrieren. Macht er ohne Glauben weiter, so stellt er wirklich sein ewiges Heil aufs Spiel. Da gibt es nur mehr ein Heilmittel: kein Sabbatjahr, sondern ein Jahr in der Wüste. Weit fortgehen, „in ein fernes Land“ (vgl. Lk 15,13), um umkehren zu können. Daheim kann man nicht umkehren. Und schenkt der barmherzige Vater die Gnade der Um- und Heimkehr, müsste der Bischof ein Fest veranstalten wie bei Lk 15,24.

Das römische Dokument „*Redemptionis sacramentum*“ zeigt das ganze Elend in der Liturgie erst auf. Die Mahnungen verhallen. Es fehlt auch ein wirklicher Ansatz zur Überwindung der lebensbedrohlichen Situation in der Liturgie, und die ernstesten monitiones (*Ermahnungen*) aus Rom werden nichts bewirken, es sei denn – die Bischöfe treten gemeinsam zum Martyrium an. Ja, es wird

ein Martyrium werden. Aber wofür lohnt es sich mehr, das Leben einzusetzen, als für die Eucharistie, das *summum bonum* (*das höchste Gut*)? Die Hirten müssten alles andere lassen und hier wirklich mit beiden Händen zupacken! Ohne Furcht in die Pfarren gehen und der „ganzen Gemeinde“ (mit Priestern und Seelsorgern) die ganze Wahrheit über die Eucharistie verkünden und sie auf die geltende Liturgie verpflichten. Groß ist die Sünde und schwer ist die Schuld, die Liturgen und Gläubige auf sich laden, wenn sie ihre eigene Liturgie betreiben. Sie zerreißen das Band der Einheit, sie zerteilen den Leib Christi.

Ich weiß, meine Diagnose ist ernst und auch hart. Aber wenn es um das Leben geht, darf man nicht durch Umschreibungen die Situation entschärfen. Gibt es kein Gegenmittel, kein Gegengift? Doch, das gibt es. Es ist die eucharistische Anbetung. In allen Kirchen, wo das allerheiligste Sakrament aufbewahrt wird, und gerade in solchen, wo der Priester fehlt, müssten sich „Selbsthilfegruppen“ bilden, die nur eines tun: anbeten. Wie lange? „Bis Gott aus unseren Opfern Segen wirkt, und in den Tiefen, die kein Aug entschleiert, die trocknen Brunnen sich mit Leben füllen“ (Reinhold Schneider). Denn Er bleibt bei uns alle Tage. □



Forum Deutscher Katholiken

Neu!

Um Sie über den aktuellen Stand der Kongressvorbereitungen 2005 „Freude am Glauben“ zu informieren, haben wir eine Kongresshotline eingerichtet. Ab Januar können Sie hierüber auch die Kongressprogramme anfordern.

Betreut wird die Hotline von Herrn Stephan Heptner

Stephan Heptner
Tel. 089 / 61203851
Fax. 089 / 61208803

stephan.heptner@forum-deutscher-katholiken.de



Aussteiger und Abtrünnige – was tun ?

Gedanken und Vorschläge eines gebrannten Kindes

Es ist erstaunlich, wie schnell man Gott im Leben verlieren und vergessen kann.

Wir alle kennen die Statistiken der Kirchaustritte und viele von uns sicherlich auch das Erlebnis, dass jemand, der jahrelang Sonntag für Sonntag in derselben Kirchenbank gesessen hat wie ich, dass der eines Tages nicht mehr erscheint. Oder er kommt plötzlich unregelmäßig. Und dann eben gar nicht mehr.

Die „Aussteiger“ aus dem Glauben, aus der Kirche – die „Abtrünnigen“ – es gibt sie inzwischen in jeder christlichen Familie. Gerade sehr fromme Eltern, die es sich nicht leicht gemacht haben, die mit großem Ernst versucht haben, ihren Kindern ein Vorbild im Leben und im Glauben zu sein, stehen fassungslos da, wenn sie erleben müssen, wie ihren Kindern dieser Glaube in späteren Jahren nach und nach gleichgültig wird.

... ein unmerklich langsamer Prozeß

Die Abwendung von Gott, vom Glauben, von der Kirche, geschieht heute meist allmählich, es findet keine Auflehnung statt, keine laute, bewusste Rebellion. Eher schon ein unmerklich langsamer Prozess von Vergessen und Verdrängen. Der Glaube scheint zu verdunsten wie eine Wasserlache in der Sonne.

Diejenigen, die auch den offiziellen Schritt tun und ihren Kirchaustritt schriftlich erklären, sind ja nur ein Teil des Problems. Und ihnen muss man schlussendlich immerhin das eine Lob zollen, dass sie konsequent, wenn man so will, auch auf ihre Weise mutig sind, denn „Deine Rede sei ja, ja oder nein, nein ...“

Zu dem Riesenheer von Kirchaustretern in unserer und in den pro-

Constantin von Kerksenbrock,

Jahrgang 1950. Nach einer gutkatholischen Kindheit Teilnahme an den ersten Schüler- und Studentenaktionen in Flensburg. Studium der Volkswirtschaft und der Pädagogik in Berlin 1969 – 1974. In dieser Zeit aktiver Kader in verschiedenen revolutionären „Sponti“-Organisationen. Arbeit in mehreren Westberliner Betrieben. 1973 Austritt aus der katholischen Kirche.

Berufsverbot wegen vermuteter Terrorismus-Nähe. Später Einstellung in den Schuldienst als Grundschullehrer in Bochum. Beendigung der Arbeit als Lehrer, um voll und ganz an der Gründung der „alternativen Tageszeitung“ taz mitarbeiten zu können.

Aufbau der Redaktion im Ruhrgebiet, später der erste Redakteur der taz in der Bundeshauptstadt Bonn.

Persönliche Lebenskrise, Krankheiten, Schulden, Selbstmordversuch.

Danach Wiedereintritt in die katholische Kirche.

Lebt seit 1993 als Einsiedler in den südfranzösischen Corbières.



testantischen Kirchen – jedes Jahr immerhin die Einwohnerschaft von zwei, drei, vier größeren Städten – kommt noch die Masse derer, die einfach nur wegbleiben. Viele vertrauen sich offenbar nicht so richtig, lassen sich von ihrer geistigen Trägheit leiten, glauben vielleicht noch ein bisschen, hier und da, gern auch an den großen kirchlichen Feiertagen, aber von Jahr zu Jahr immer weniger, gehen jahrzehntelang nicht zu den Sakramenten, zahlen aber weiter ihre Kirchensteuer. Mit sicherlich den unterschiedlichsten und abenteuerlichsten inneren Begründungen.

Kirche heute, das sind wir – die Zurückgebliebenen.

Kirche heute, das ist eine weiterhin von Tag zu Tag kleiner werdende Schar von Gläubigen, die nicht bereit ist, den modernen Götzen Mammon und Zeitgeist zu opfern.

Aber es reicht nicht aus, wenn wir nur bei der Fahne Christi bleiben, wenn wir sonntags zur Heiligen Messe gehen, regelmäßig beten und die Sakramente empfangen. Das, was noch vor zwanzig Jahren genug war und ausreichend, ist heute zu wenig. Ja, zu wenig.

Die Zeiten sind ernst, und sie werden sicherlich noch ernster. Falls wir der Ent-Christianisierung Europas weiter tatenlos zusehen, gebannt und hilflos wie das Beutetier vor der Schlange, dann treffen wir uns möglicherweise in ein oder zwei Generationen wieder – in den neuen Katakomben des 21. Jahrhunderts.

Wenn Johannes Paul II., unser Papst, ein um das andere Mal zur Neu-Evangelisation aufruft, dann ruft er *uns* auf, dann meint er *dich* und *mich*!

Ja! *dich* und *mich*!

Dieser Ruf, der der Ruf Christi ist, muss uns anspornen. Er muss dazu

anspornen, unsere Brüder und Schwestern zu erreichen, die die Kirche schon verlassen haben oder die auf dem Wege sind, das zu tun. Wir dürfen nicht länger Duckmäuser-Christen sein, von denen man auf der Strasse und im öffentlichen Leben nichts sieht und nichts hört. Mutig müssen wir Zeugnis von unserem Glauben ablegen und mutig müssen wir die Abtrünnigen und Kirchengastgeber ansprechen und fordern:

„Warum sehe ich Dich seit einem halben Jahr nicht mehr in der Messe?“

„Sag mir ein gutes Argument!“

Mit den Lauen und Faulen und gerade auch mit den Abtrünnigen müssen wir Debatten anzetteln:

„Sag mir ein gutes Argument, das für den Kirchenaustritt spricht!“

Uns braucht nicht bange zu sein vor solchen Debatten – wir sind es, die die besseren Argumente haben! Oder etwa nicht?

Und falls uns die Argumente ausgehen sollten, wird der Heilige Geist uns unter die Arme greifen. Das hat uns Christus Jesus versprochen.

Wenn ich von Kirchenaustritt spreche und schreibe, von der Fahnenflucht, von diesem langsam-schleichenden Prozess des Abtrünnig-Werdens, dann weiß ich, wovon ich spreche.

Nach einer gutkatholischen Kindheit bin ich im Zuge der 68er-Revolution zu Anfang der 70er Jahre

aus der Kirche ausgetreten. Innerlich habe ich mich zwar niemals wirklich von Gott losgesagt, aber als ich zusammen mit meinen Genossen damals in verschiedenen Berliner Fabriken arbeitete, um die Revolution in Deutschland voranzubringen, konnte ich schwer einsehen, dass ich von meinem sauer verdienten ersten Proletarier-Lohn auch noch eine Kirche mitfinanzieren sollte, von der ich nichts mehr hielt. Für mich und meine Genossen galt in jenen Tagen ohne große Diskussion das Marx-Wort von der Religion als „Opium fürs Volk“ – und von Rauschgift habe ich schon damals – Gott sei Dank! – nicht viel gehalten.

Ganz unten und noch ein Stück tiefer

Zwanzig Jahre später, als ich in meinem Leben unten, ganz unten und noch ein Stück tiefer unten angekommen war, konnte ich durch die Gnade Gottes den Entschluss fassen, meinen damaligen Austritt aus der Kirche wieder rückgängig machen zu wollen. Ich war so weit, dass ich einsehen konnte, dass der Schritt damals falsch und wenig überlegt gewesen war. Das konnte ich einsehen – glauben konnte ich noch lange nicht. Und was überhaupt?

Vielleicht war da eine Hoffnung. Ja – eine völlig unbegründete Hoffnung. Unbegründet und vage –

denn Gott ... von Gott wusste ich nichts mehr nach zwanzig Jahren Leben für die Revolution.

Zwanzig Jahre hatten ausgereicht, um aus mir einen Neu-Heiden zu machen, einen, der von Gott nichts weiß. Nichts.

Und so bin ich wieder eingetreten in die Katholische Kirche, und es hat lange, sehr lange gedauert, bis ich mich in dieser für mich völlig neuen, nachkonziliaren Kirche auch nur einigermaßen wieder zu recht fand.

O Gott, was singen wir denn da?

Noch viel schwieriger war es, wieder im Glauben Fuß zu fassen. Anfangs saß ich Sonntag für Sonntag in der Kirche in meiner Bank, blätterte im Gesangbuch, versuchte dann und wann, mitzusingen, mitzubeten, und dachte innerlich: „Gott, o Gott, was ... was singen wir denn da ...?“

Ein, zwei Male ging ich zur Beichte in jener Zeit, um mir dann vom Pastor erzählen zu lassen, ich hätte genausogut zu Hause bleiben können. Denn das, was ich da gerade gebeichtet hätte, das sei gar keine Sünde: „... haben wir doch alle gemacht in unserer Jugend.“

Die große Gnade, die ich von Gott erfahren habe, war die, dass ich unten, ganz tief unten in meinem Leben angekommen war. So tief unten, dass ich das weder vor an-

„Warum können wir nicht von der Heilsarmee oder von den Zeugen Jehovas und anderen Sekten lernen?“



deren noch vor mir selbst verheimlichen konnte.

Aber ich ging wieder regelmäßig sonntags in die Heilige Messe – obwohl ich wenig verstand von den Gebeten und den Liedern. Damals, in der ersten Zeit, wurde dieses kleine Gebetchen vor der Heiligen Kommunion zu meinem ganz persönlichen Gebet. Und ist es noch heute:

Herr, ich bin nicht würdig, dass Du eingehst unter mein Dach. Aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.

Reich beschenkt

Gott hat meine Gebete erhört. Er hat sich meiner erbarmt. Seit zwölf Jahren lebe ich als Einsiedler in den südfranzösischen Bergen. Gott hat mich reich beschenkt.

Heute kann ich sagen, dass ich nur deshalb den Weg zurück zu Gott habe finden und dann auch einschlagen können, weil ich auf dem Boden gelegen habe. Unten, ganz

tief unten. Erst so tief gedemütigt hat mich Gottes Gnade erreichen können.

Für denjenigen, der sich von Gott abgewendet hat oder der versucht, Gott ganz klammheimlich zu vergessen – und dessen Leben sich manchmal gerade deshalb gar nicht einmal unvorteilhaft entwickelt, ist der Weg zurück zum Gott der Kindheit, zum „lieben Gott“, zum Vater-Gott wohl oft viel schwerer.

Daran müssen wir denken, wenn wir mit Ausgetretenen oder Wankelmütigen sprechen. Für den, der sich von Gott abwendet, hält der Teufel eine ganze Palette von Geschenken und Ersatzbefriedigungen parat.

Das zu durchschauen, verlangt Fingerspitzengefühl und den echten Willen, das Gegenüber im Gespräch zu verstehen.

Der verlorene Sohn hat sich sein Erbteil vom Vater auszahlen lassen, hat es in kurzen Jahren in der Fremde verjubelt, mit Suff und Weibern, muss sich schließlich als Schweinehirt verdingen und von Schweinefraß leben. Dann erst kann er zur

Besinnung kommen. Dann erst kann er sich demütig auf den Rückweg zum Vater machen und den Vater um Verzeihung bitten. Und um Arbeit und Brot.

Was können wir tun?

Wer aus der Kirche austritt oder schon ausgetreten ist, darf nicht mit unserem Schweigen rechnen. Ja, denn durch unser Schweigen machen wir uns mitschuldig.

Manch einer mag sich fragen: Wie können wir diese Menschen denn überhaupt noch erreichen? Wie sie ansprechen?

Die Antwort ist einfach: Indem wir sie ansprechen! Jeden einzelnen direkt ansprechen!

Es ist unsere Christenpflicht, jeden einzelnen anzusprechen! Und wenn sie bis gestern unsere Brüder und Schwestern im Glauben waren, dann bleiben sie auch weiterhin unsere Schwestern und Brüder. Wir müssen sie ansprechen, jeden. Jeden einzelnen, den wir kennen, jeden, von dem wir hören. Warum können wir hier nicht von der ‚Heilsarmee‘ oder sogar den ‚Zeugen Jehovas‘ und anderen Sekten lernen?

An der Tür klingeln: „Guten Abend, ich habe gehört, Sie sind aus der Kirche ausgetreten. Ich würde gern mit Ihnen darüber sprechen. Haben Sie jetzt etwas Zeit oder soll ich morgen wiederkommen?“

Jedem, der abtrünnig werden will oder es schon geworden ist, begegnen wir ohne jeden Vorwurf. Aber wir werden ihm klarmachen, dass es um sein Seelenheil geht, dass er mit seinem Leben, seinem Ewigen Leben spielt. Wir werden ihm vor Augen führen, dass Gott ihn (oder sie) braucht in diesen schweren Zeiten. Dass Gott auf ihn (oder sie) fest rechnet! Dass Gott ihn (oder sie) nicht so einfach entlässt aus seiner Herde. Dass Gott Ansprüche stellt, dass Er für ihn (oder sie) nicht nur Verheißungen, sondern vor allem noch viele Aufgaben bereithält.

Eine „Task Force“ in jeder Gemeinde

Warum nicht in jeder Gemeinde eine Gruppe von Glaubens-Aktivisten gründen? Eine „Task-Force“, eine Gruppe von Gläubigen, die zu jeder Zeit für ein Gespräch bereit ist? Die sich austauscht über ihre Er-



Junge Mormonen wirken ehrenamtlich zwei Jahre als Missionare für den Glauben ihrer Gemeinschaft und bestreiten dabei auch Reisekosten und Lebensunterhalt aus eigener Tasche.

fahrungen. Die vielleicht gemeinsam eine Anzeige in der lokalen Zeitung aufgibt, einmal pro Woche:

**„Rufen sie uns an.
Wir sind für sie da“**

Kirchenaustritt – warum eigentlich? Sie wollen aus der Kirche austreten? Wir sagen ihnen, was dagegen spricht. Rufen Sie uns an – wir sind rund um die Uhr für Sie erreichbar. Dann drei Namen und drei Telefonnummern.

Warum kann solch eine „Task-Force“ in einer Grosstadt nicht ein kleines Büro anmieten, ein Lädchen mit Tee- oder Kaffeestube, vielleicht sogar mit Essensausschank für die Berber und Obdachlosen einmal in der Woche?

Warum nicht einen bundesweiten Verein gründen: „GOTTLOS – NEIN DANKE!“ Spenden sammeln, bundesweit regelmäßig Anzeigen schalten, Plakate kleben lassen. Grell-bunt und professionell gemacht. Auf denen etwa zu lesen wäre:

„Gott rechnet auf *dich!* Kirchenaustritt – nein Danke!“

Tatenlos warten?

Wir dürfen nicht länger gebannt und sprachlos auf den schillernden Moloch „Zeitgeist“ starren. Hier in Frankreich, wo ich lebe, haben sie uns gerade die Kreuze, die Rosenkränze, die priesterliche und mönchische Tracht in den Schulen verboten.

Ach ja, und auch die muslimischen Kopftücher.

Wollen wir denn wirklich tatenlos abwarten, bis unsere Gotteshäuser eines Tages als kommunale Museen verwendet werden oder ganz friedlich und offiziell geschlossen werden im Namen von Demokratie und Fortschritt, im Namen der Mehrheit der Schweigenden? Im Namen der neuen Freiheit und der Spaßgesellschaft, die sich durch Kirchen gestört fühlt?

„Weben wir mit unseren geschickten Händen das Grabtuch, das eines Tages alle Religionen einhüllen soll!“ – so hat es der *Convent de la Grande Loge de France* bereits im Oktober 1928 beschlossen.

Knapp vierzig Jahre später, nach dem Vaticanum II, hat man in den maßgeblichen Logen der Freimaurer gesagt, es sei nun an der Zeit, die

Kirche sich selbst zu überlassen, und in der Folge wurden öffentliche Angriffe auf Kirche und Papst fast vollständig eingestellt. Statt dessen gab es hier und da höchst lächerliche „Dialog-Runden“ und Besuche von eitlen katholischen Priestern in den Tempeln der Maurer.

Die strategische Überlegung der Logen, unsere Kirche nicht mehr frontal anzugreifen, war ganz offenbar wohlüberlegt. Und die Rechnung scheint fürs erste aufgegangen zu sein.

Denn der elende Wurm der Zersetzung, der kranke Zweifel an Gott und allen Glaubenswahrheiten war schon zu diesem Zeitpunkt tief ins Innere der Kirche eingedrungen.

Die Feinde Gottes, sind inzwischen recht zahlreich geworden. Manchmal erscheinen sie bereits wie eine erdrückende Übermacht, und an trostlosen Tagen fehlt uns der Mut und wir sind nahe dran, den Kampf schon verloren zu geben.

Aber die Feinde Gottes sitzen nicht nur in den Medien, in allen Parteien, in fast allen Regierungen, in den Logen, auch in der Kurie und in Teilen des Klerus. Nein, manche dieser Brüder machen sogar Musik. Und gar nicht einmal ohne Erfolg.

Wie z.B. die Beatles, die Anfang der 60er Jahre – zusammen mit anderen Rock-Gruppen – zur weltweiten 68er-Revolution aufspielten.

Auf dem Höhepunkt der „Beatles-Mania“ sagte John Lennon im März 1966 in einem Interview:

„Das Christentum wird von der Bildfläche verschwinden. Es wird immer mehr schrumpfen und schließlich ganz weg sein. Darüber brauchen wir gar nicht zu streiten, ich habe recht und werde recht bekommen. Wir (damit meinte er, die Beatles) sind heute populärer als Jesus.“

Vor 38 Jahren waren solche Äußerungen noch skandalös. Und nach einem öffentlichen Sturm der Entrüstung in den Medien musste Herr Lennon sich entschuldigen – um die Geschäfte der Band nicht zu gefährden.

Aber seine Worte waren weit mehr als eine freche Provokation. Es waren vielleicht prophetische, vor allen Dingen waren es programmatische Worte. „Weben wir mit unseren geschickten Händen das Grabtuch ...“

Der Ansatzpunkt

Wollen wir durch unser Schweigen, unsere Lauheit, Feigheit, durch unser Nichts-Tun mit dazu beitragen, dass John Lennon und seine okkulten Meister recht behalten?

Wenn wir Christen – Katholiken wie Protestanten – nicht in die Katakomben von morgen oder übermorgen abgedrängt werden wollen, dann ist der Ansatzpunkt „Kirchenaustritte“ für uns nicht ein beliebiges Arbeitsfeld unter anderen, sondern *der* strategische Ansatzpunkt.

Denn nur, wenn wir erreichen können, dass die Zahl der Kirchenaustritte in den kommenden zwei, drei, vier Jahren entscheidend, also dramatisch abnimmt, haben wir eine Chance.

Eine Überlebens-Chance.

Nur dann haben wir Christen Aussicht, nicht innerhalb einer Generation von der Spaß-, Sex- und Drogen-gesellschaft zur völlig bedeutungslosen und lächerlichen gesellschaftlichen Randgruppe deklariert zu werden. □

Eine Bitte des Autors:

Katholiken vernetzt euch!

Diejenigen, die sich durch den Artikel

- herausgefordert fühlen,
- etwas tun wollen,
- Ideen haben,

mögen sich mit Adresse und Telefonnummer bei folgender Anschrift melden:

**Constantin von Kerssenbrock,
Milouns-Casa Cassianus, F-11360 St. Jean de Barrou;
Tel.: 003-468 45 84 94**

**oder bei
Stephan Heptner
Tel. 089 / 61203851
Fax. 089 / 61208803**

Land ohne Hoffnung?

Anmerkungen zur Allensbach-Studie über die Kinderlosigkeit der Deutschen

Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter. Wenn der Satz von Novalis stimmt, dann leben die Deutschen in der Steinzeit. Die Soziologen haben einen feineren Begriff gefunden: Wir leben in einer „Ich-Gesellschaft“, die Ich-Bezogenheit bestimme das Lebensgefühl. In keiner Studie der letzten Jahre wird das so deutlich wie in den Befunden von Allensbach über die Gründe der Kinderlosigkeit in Deutschland. An erster Stelle rangiert das Geld. Dieses Faktum ist bekannt und wird von der Politik seit Jahren verdrängt. Es folgen die Gründe, die mehr oder weniger damit zusammenhängen: Reisen, Hobbies, Karriere, persönliche Autonomie (siehe Tabelle). Das Ich ist der Maßstab, und das System begünstigt diese Haltung.

Zum Geld: Schon Professor Lampert (Emeritus der Universität Augsburg) hatte vor mehr als fünfzehn Jahren demoskopisch ermittelt, dass die meisten Deutschen sich Kinder wünschen, dieser Wunsch aber nicht erfüllt wird, weil man den finanziellen Einbruch fürchtet. Neun-

zig Prozent der Paare, die sich Kinder wünschten und keine bekamen, entschieden sich aus finanziellen Gründen gegen ein Kind. Das ist in gewissem Sinn noch verständlich, niemand wird gern freiwillig arm. Ältere Menschen können das nur schwer nachvollziehen, weil die Situation in den sechziger und siebziger Jahren noch anders war. Kinder bedeuten immer Opfer, aber auch Glück. Wenn das Opfer allerdings zu groß wird, kann die Glückserwartung auch verdrängt werden, und das finanzielle Opfer ist in der Tat in den letzten Jahrzehnten erheblich gestiegen. Zwar weisen die Politiker ständig auf die sogenannten Transferleistungen hin. Aber die einzig relevante Größe ist die Kaufkraft, gemessen in Arbeitsstunden. Und hier sieht es traurig aus. In den sechziger und frühen siebziger Jahren betrug der Familienlastenausgleich noch rund 400 Arbeitsstunden im Jahr, heute sind es weniger als 200. Die Steigerungen des Ausgleichs hielten mit den Steigerungen von Lohn, Rente auf der einen und Kosten, Miete auf der an-

deren Seite nicht mit, so dass seit etwa fünfzehn Jahren die Alleinerziehende mit Kindern und die kinderreiche Familie in den Armutsberichten und –Statistiken der Republik an der Spitze stehen. Die Altersarmut rangiert unter ferner liefen. Wenn nicht beide Elternteile arbeiten, oder einer weit über dem Durchschnitt (rund 2500 Euro) verdient, droht der Familie mit Kindern die Verarmung. Und ohne den familiären Generationenausgleich – die Großeltern helfen den Kindern und Enkeln – wäre die Misere der deutschen Familie noch größer.

Hinzu kommen allerdings auch Erwartungen, die die ältere Generationen nicht hatten. Das sind nicht unbedingt nur die Markenklamotten, das Auto und ausreichend Wohnraum, sondern vor allem Sicherheit. Die Bereitschaft zum Wagnis, die Offenheit zum Leben, die Lebensbejahung ist verloren gegangen. Das wiederum hat zu tun mit der Lebenseinstellung, mit der Hoffnung, die jeder im Herzen trägt. Sie macht es möglich, dass man guter Hoffnung sein und ein Kind unter dem Herzen tragen kann. Vielleicht sind manche Eltern der älteren Generation an dieser Schwindsucht der Lebenshoffnung, eine durch und durch christliche Lebensart, nicht unbeteiligt. Indem man sich nach dem Krieg dem Aufbau widmen (musste), wurde nolens volens der Hauptakzent der Lebensgestaltung auf materielle Verhältnisse gelegt, und das mit durchaus guter Absicht: Die Kinder sollten es einmal besser haben als wir. Aber Verzichtenkönnen um eines höheren Gutes willen setzt das Verzichtlernen und die Kenntnis von diesen höheren Gütern voraus. Das gehört so wie Ausdauer, Teamfähigkeit und anderes mehr zum berühmten Humanvermögen, der Res-

Ab drei Kindern beginnt in Deutschland die Großfamilie. Und der Kampf gegen die "strukturelle Rücksichtslosigkeit", wie die Soziologen sagen.



source, die heute Mangelware ist. Das lernt man in der Familie, und zwar in den ersten Jahren, nur dort wird Humanvermögen gebildet. Aber wenn die Mutter nicht da ist, weil sie Sachvermögen suchen will oder muß, dann bleibt die Bildung von Humanvermögen aus. Krippen und Horte betreuen, sie erziehen nicht. „Erziehung ist Besenkung mit Menschlichkeit“ (Johannes Paul II.) und das geschieht in der Familie.

Auch die Formel „Wohlstand für alle“ hat diese Aspekte des Lebens verdrängt. Das wäre wohl eine Zeitlang zu verkraften und zu korrigieren gewesen, wenn man bei der Errichtung der umlagefinanzierten Sozialsysteme nicht einen schwerwiegenden Geburtsfehler eingebaut hätte. Man hat von Anfang an die Erziehungsleistung außer Acht gelassen. Adenauer meinte, „Kinder kriegen die Leute immer,“ und damit wäre sozusagen das Unrecht gleichmäßig verteilt, man brauche keine Familienkasse. Das hatte der Erfinder der dynamischen Rente, Professor Wilfried Schreiber, 1956 dem Bundeskanzler dringend geraten. Adenauer schlug es aus und wollte nur mit der Einführung der Rente die Wahlen gewinnen, was er auch tat. Die Folgekosten tragen die Generationen von heute, weil auch die nachfolgenden Bundeskanzler nicht daran dachten, diesen Geburtsfehler zu beheben. So findet seit Mitte der sechziger Jahre, seit dem Geburtenrückgang eine Umverteilung von den Eltern auf die Kinderlosen statt. Das Bundesverfassungsgericht hat mehrfach darauf hingewiesen, dass Eltern mit ihrem „generativen Beitrag“ und der Kindererziehung zur Bestandserhaltung des Systems beitragen und diese Leistung vom finanziellen Beitrag abgezogen werden müsste. Im Pflegeurteil haben die Richter sogar konkrete Vorschläge dafür gemacht, aber die Rotgrünen missachteten die Urteile des Bundesverfassungsgerichts konsequent. Paul Kirchhof sagt, wir leben im „permanenten Verfassungsbruch“.

Viele junge Leute suchen das Glück im Geld, in der Karriere. Sie ahnen nicht (mehr), dass man auch in der Familie Karriere machen kann. Die 68er haben ihnen die Natürlichkeit des Glücksstrebens gründlich

ausgetrieben. Heute haben die Perwersen und die Feigen das Sagen. Der Salzburger Weihbischof Laun, ein mutiger Kämpfer für die Familie, formuliert es so: „Ursache der demographischen Katastrophe ist die schon lange andauernde liberalatheistische Politik in ganz Europa. Sie hat die Familie zerstört, sie macht es den Frauen unmöglich, bei ihren Kindern zu bleiben, und macht sie glauben, darin bestünde ihre Befreiung, sie hat die Sexualmoral in ihr Gegenteil verkehrt, sie propagiert Verhütung und erlaubt Abtreibung, sie belohnt Kinderlose und fördert mit Steuergeldern homosexuelle Partnerschaften. Also sind die Atheisten die Schuldigen? Ja, aber auch nein: Die eigentlich Schuldigen sind die Christen, Laien und Kleriker, die geschwiegen haben und untätig geblieben sind. Während man die Splitter und Balken in den Augen der Vorfahren katalogisierte, verdrängte man die eigenen Splitter und Balken. Wie so oft schon in der Geschichte: Die Macht des Bösen folgte aus der Blindheit, der Trägheit und der Feigheit der Guten“.

Das ist ein bekanntes Phänomen. Schon Don Bosco sagte: Das Böse

lebt von der Feigheit der Guten. Das Problem heute ist: Wir können uns diese Feigheit nicht mehr leisten. Nicht nur, weil das deutsche Volk auszusterben droht. Werner Bergengruen hat schon vor einem halben Jahrhundert darauf hingewiesen, dass die Welt auch ohne die Deutschen auskäme. Nein, weil unser Kontinent und unsere Kinder und Enkel vom Islam bedroht sind. Deswegen müssen die Deutschen und die Europäer sich aufraffen und gegen die Ich-Gesellschaft und darin verborgene eigene Angst und Hoffnungslosigkeit ankämpfen.

Das geht vermutlich nur gegen die Politik. An den Schalthebeln und Spitzen der Parteien sitzt derzeit eine wahre familienvergessene Kaste, meist selber kinderlos und vom System profitierend. Aber sie sitzen auch mit den Kinderhabenden in einem Boot. Denn es gibt eine Kehrseite der Medaille. Die Kinderlosen sind zwar reich, aber später vermutlich auch einsam. Es ist nicht damit zu rechnen, dass sie trotz Reichtum im Alter menschliche Wärme ernten. Das ist der späte Fluch der Geburtlosigkeit, die bittere Ernte der Spaßgesellschaft. Denn Familie

Gründe, die aus der Sicht von Kinderlosen gegen Kinder sprechen

Ein Kind wäre eine große finanzielle Belastung -----	47%
Ich fühle mich noch zu jung dafür -----	47%
Meine beruflichen Pläne vertragen sich nur schwer mit einem Kind -----	37%
Ich habe bisher noch nicht den/die passende(n) Partner(in) gefunden ----	28%
Ich möchte möglichst viele Freiräume haben, mich nicht einschränken müssen -----	27%
Ich habe viele Interessen, die sich mit einem Kind nur schwer vereinbaren lassen -----	27%
Kinder sind anstrengend. Ich weiß nicht, ob ich die Kraft und Nerven dazu hätte	27%
Ich möchte möglichst unabhängig sein -----	26%
Ich hätte dann weniger Zeit für Freunde -----	19%
Ich weiß nicht, ob wir zusammenbleiben, ob unsere Beziehung stabil ist -	17%
Ich/mein(e) Partner(in) hätte berufliche Nachteile, wenn wir ein Kind bekämen -----	16%
Unsere jetzige Wohnung ist zu klein für ein Kind -----	15%
In unserer Welt gibt es zu viele Probleme wie Umweltverschmutzung, Krieg usw. -----	15%
Die beruflichen Pläne meines Partners/meiner Partnerin vertragen sich nicht mit einem Kind -----	14%
Es wäre schwer, die Betreuung des Kindes sicherzustellen -----	14%
Ich hätte Angst, daß das Kind krank oder behindert zur Welt käme. -----	13%
Ich traue mir nicht zu, ein Kind zu erziehen -----	12%
Ich konnte mich lange Zeit nicht entschließen und jetzt fühle ich mich zu alt dafür	6%
Mein(e) Partner(in) möchte kein Kind haben -----	6%
Wir können aus gesundheitlichen Gründen keine Kinder bekommen -----	4%
Ein Kind würde mich/meine Partnerin gesundheitlich stark belasten -----	3%

führt, als Ort der selbstlosen Liebe, zur Freundschaft und zur selbstlosen Solidarität. Ohne Familie werden auch die Kinderlosen über kurz oder lang ins Elend rutschen.

Auch für den Staat gibt es eine Lehre aus den neuen Zahlen. Die Rahmenbedingungen stimmen nicht. Es geht nicht nur um Betreuung, wie Rotgrün und auch einige progressive Geister bei der Union unablässig weißmachen wollen. Nur für jeden vierten ist die gesicherte Betreuung eine *conditio sine qua non*. Das dürfte die Ideologen in Berlin überraschen. Dabei liegt es seit Jahren auf der Hand, denn der Osten Deutschlands verfügt flächendeckend über alle möglichen Einrichtungen, und dennoch liegt die Geburtenrate noch unter der im Westen. Nein, das Geld wird falsch verteilt. Und es wird auch verfassungswidrig kassiert. Mehr Gerechtigkeit für die Familien würde auch wieder Hoffnung gebären. Ohne Hoffnung keine Zukunft. Dieses Land braucht dringend eine moralisch-geistige Wende, eine Bewusstseinsänderung und vermutlich auch neue, mutige Politiker. Sonst geht es vereint über die Phase des islamischen Mittelalters zurück in die zivilisatorische Steinzeit. □

Das Kinderbarometer

Weihbischof Andreas Laun macht folgenden Vorschlag: Die Europäer wissen: Wir haben zu wenig Kinder. Vielleicht brauchen wir ein alarmierendes Kinderbarometer, damit wir aufwachen. Man könnte es auf öffentlichen Plätzen aufstellen oder besser vor jedem Nachrichtenblock kommentarlos laufen lassen - in Form von Ziffern mit Erklärung:

1. Ziffer: Die Geburtenrate, die Europa im Jahr 2004 haben müsste, um nicht auszusterben.
2. Ziffer: Die Zahl der Geburten, die bis zum laufenden Monat stattgefunden haben.
3. Ziffer: Das Jahr, in dem der letzte Bewohner Europas gestorben sein wird, wenn alles weitergeht wie bisher.
4. Ziffer: Die Zahl der seit Jahresbeginn abgetriebenen Kinder.

Jürgen Liminski:

Demokratie braucht Religion und Freiheit

Der Blick auf die Landkarte genügt. Russland und die Türkei gehören nicht zu Europa. Bei Russland ist es die schiere Größe, die Europa zu einem Fortsatz der asiatischen Landmasse verkleinert. Bei der Türkei ragt gerade ein kleines Reststück diesseits des Bosphorus nach Europa hinein, die eigentliche Türkei ist der kleinasiatische Landblock, der an den Mittleren Orient grenzt. Die Geographie allein also würde dem vernunftgeleiteten Menschen und Europäer sagen: Russland und die Türkei sind unsere Nachbarn, sie sind nicht Teil von uns. Sie wohnen in eigenen Häusern, nicht im europäischen Haus. Dort haben sie allenfalls ein Zimmer gemietet, Russland vielleicht noch ein Appartement.

Der Blick auf die geistigen Landkarten eröffnet ein differenzierteres Bild. Russland ist europäisch im Sinn, wie Dostojewskij es beschreibt: „Europa ist und bleibt das Land der heiligen Wunder – Europa ist uns gleichfalls eine Mutter, und wir haben viel von ihr genommen und wir werden noch vieles von ihr nehmen, und wir wollen nicht undankbar sein. Denn beinahe alles, was wir als Entwicklung, Wissenschaft, Kunst, bürgerliches Empfinden, Menschentum in uns tragen, alles kommt aus dem Land der heiligen Wunder. Unser ganzes Leben haben wir europäisch zusammenbuchstabiert.“ Dazu gehört auch der Marxismus, den Lenin freilich importiert und mit Stalin asiatisch brutal anwendet. Die Idee allerdings wurde in Deutschland geboren und in den Kommunen von Paris probiert. Russlands Geistesleben ist europäisch geprägt, aber Russland gehört

deshalb ebenso wenig zu Europa wie Südamerika, dessen Kultur ebenfalls ohne Europa nicht denkbar wäre.

Der Blick auf die geistige Landkarte trifft bei der Türkei auf fremdartiges Gebiet. Findet der Betrachter in Russland noch viel Vertrautes, gerade im religiösen Bereich, so betritt er in der Türkei einen anderen Planeten, die Welt des Islam. Diese Welt ist im Kern expansiv, sie greift universal aus. Zwar hat der Staatsgründer der modernen Türkei die Trennung von Staat und Religion vollzogen, die Moschee ließ er im Dorf. Dort ist sie nicht nur geblieben, sie prägt mehr denn je zuvor das Denken. In Europa etwa gilt der Primat des Rechts, in islamischen Ländern der Primat der Religion. Natürlich ist die Türkei gemäß ihrer Verfassung eine Demokratie und ein Rechtsstaat, aber die Debatte um den Ehebruchparagrafen im Strafrecht zeigt, wie schwer sie sich damit tut, die Scharia, das gnadenlose islamische Rechtssystem, von dem weltlichen zu trennen und die Gleichberechtigung der Frau anzuerkennen – vor allem unter dem islamischen Regierungschef Erdogan. Der Vorrang der Religion steht nicht in der Verfassung, aber ist in Köpfen und Herzen verankert, in Sitten und Gebräuchen kodifiziert.

Premier Erdogan ist ein Sultan der Moderne. So führt er sich manchmal auch auf, besonders wenn es um den Beitritt seines Landes zur EU geht. Er will sich nicht in die inneren Angelegenheiten seines Landes hereinreden lassen. Aber der Primat des Rechts ist keine nationale Angelegenheit. Er ist universal, vor allem wenn es um die Menschen-

rechte geht. In ihm ruht auch das Selbstverständnis Europas. Es darf nicht dazu kommen, dass, wie der Vorsitzende der größten Fraktion im Europäischen Parlament, der Europäischen Volkspartei, Hans-Gert Pöttering, sagt, das „identitätsstiftende Band“ zerstört werde. Das aber wäre der Fall, wenn die Türkei Vollmitglied würde. Pöttering und dem außenpolitischen Sprecher der CSU in Straßburg, Bernd Posselt, ist es zu verdanken, dass es im Europa-Parlament derzeit keine qualifizierte Mehrheit für einen Beitritt der Türkei gibt. Posselt warnt die C-Politiker, die für einen Beitritt sind, vor „Wahlbetrug“. Man habe den Wählern vor der Europa-Wahl eine klare Position, nämlich das Nein zur vollen Mitgliedschaft versprochen. Wer sich jetzt für einen Beitritt ausspricht, der schadet der CDU und Europa. Wähler wollen Klarheit.

Man kann in einer Demokratie das Volk bei Fragen, die seine Zukunft und Zivilisation wesentlich betreffen, ja verändern, nicht umgehen. Zu warten, bis es zu Wahlen kommt und diese Frage dann unter vielen anderen abzuwägen, bedeutet sie zu relativieren. Aber die Türkei-Frage ist für sich allein eine Wahl wert. Deshalb wäre ein Referendum auch sinnvoll. Wenn ein Referendum nicht möglich ist, muss eben eine Unterschriftenaktion als Ersatz herhalten. Die Panikreaktion bei Rotgrün, insbesondere an der Spitze der Multi-Kulti-Partei, zeigt an, dass hier ein Lebensnerv getroffen wurde. Ähnlich wie die Ideologen der kommunistischen Utopie oder auch wie die Neonazis reagieren manche Grüne auf diese Aktion wie auf einen gewaltigen Tabubruch. Man hat doch die letzte Wahrheit gepachtet. Die heißt Relativierung aller Werte, vor allem der christlichen. Wer gegen diese übergeordnete Wahrheit der Gutmenschen verstößt, der wird als Hetzer, Kriegstreiber, Ausländerfeind gebrandmarkt. Könnte man wie im Mittelalter einzelne Leute noch teeren und federn oder vierteilen, man müsste um Merkel und Stoiber bangen. Dabei muss man ihnen dankbar sein. Sie haben – wahrscheinlich unbewusst und auch ungewollt – die Wertedebatte

angestoßen, die in diesem, wie Thomas Mann schon bemerkte, „instinktunsicher“ gewordenen Kontinent Europa im allgemeinen und in dem seiner Identität verlustig gegangenen Land der Deutschen im besonderen so dringend Not tut.

Diese Werte und Identität haben mit dem Glauben zu tun. Die rotgrüne Generation der 68er verneint mehrheitlich die Werte des Glau-



*Sultan der Moderne:
Türkeis Premier Erdogan*

bens. Daher rührt ja auch ihr multikulturelles Verlangen, und daraus erwächst die Illusion, man könnte friedlich mit einer Mehrheit islamisch denkender und fühlender Türken koexistieren. Das wird umso weniger gelingen als die Schere zwischen Türken und Deutschen nicht nur demographisch auseinandergeht – in zehn Jahren wird es mehr Türken als Deutsche geben –, sondern auch geistlich. In Deutschland leeren sich die Kirchen, die Moscheen aber werden voller. Nach einer Untersuchung des Zentrums für Türkeistudien in Essen werden die in Deutschland lebenden Türken – analog zu den Türken überhaupt – „immer religiöser“. Im vergangenen Jahr haben sich bereits 71 Prozent als religiös bezeichnet, 14 Prozent mehr als drei Jahre zuvor. Besonders stark wachse dabei der Anteil derer, die sich als „sehr religiös“ bezeichnen. Von den Deutschen bezeichnen sich nur 39 Prozent als religiös, wobei hier natürlich regionale Unterschiede zu beachten sind. So stufen sich in Bayern 50 Prozent als religiös ein, in den Stadtstaaten und im Osten sind es 14 bis 25 Prozent.

Dieses Auseinanderdriften zwischen Christen und Muslimen in der religiösen Tendenz ist gefährlich. Wer an nichts glaubt, kämpft auch nicht. Oder, um es mit den Worten des wohl scharfsinnigsten Denkers und Analytikers der Regierungen seiner Zeit und mit geradezu prophetischem Blick begabten Alexis de Tocqueville zu sagen: „Nie war ich überzeugter als heute, dass nur die Freiheit und die Religion in einer gemeinsamen Bemühung die Menschen aus dem Sumpf herausziehen können, in den die Demokratie sie stößt, sobald eine dieser Stützen ihnen fehlt.“ Wenn der Freiheit die Religion fehlt, endet sie in Gleichmacherei und Beliebigkeit. Wenn der Religion die Freiheit fehlt, endet sie in Diktatur. Der Pluralismus der Weltanschauungen, eine europäische Errungenschaft, ein staatspolitisches Kind der Freiheit, ist für islamisches Denken verwerflich, die Demokratie allenfalls ein notwendiges zeitgemäßes Übel.

Wir stecken bereits im Sumpf, von dem Tocqueville sprach. Nicht weil uns die Freiheit fehlte, sondern weil die Demokraten nichts mehr glauben oder sich wenigstens nicht mehr zu ihrem Glauben bekennen. Mehr noch: Die Art und Weise, die Intoleranz und die Hysterie, mit der linke und grüne Politiker die Türkei-Frage angehen und – übrigens auch in den europäischen Institutionen – überzeugte und bekennende Christen (zum Beispiel den designierten Justiz-Kommissar Rocco Buttiglione) schmähen und verfolgen, legen den Schluss nahe, dass dieser Kontinent schon weitgehend in einer Spirale der Selbsterstörung versinkt. Es gibt aber kein Glaubensvakuum auf dieser Welt. Der Islam wird überall da nachstoßen und Räume besetzen, wo die Christen verschwinden und aufgeben.

Das Kopftuch prägt bereits das Bild mancher Stadtteile, es wächst der soziale Druck auf die Bewohner dieser Stadtviertel, insbesondere auf die Frauen. Dass türkische Vereine jetzt verlangen, Nonnen dürften nicht mehr in ihrer Schwesternkleidung im öffentlichen Leben auftreten, zeigt an, was die Deutschen zu erwarten haben, wenn der Ein-

fluss des islamischen Denkens weiter um sich greift. Islamisten unterscheiden nicht zwischen Welt und Religion. Auch Erdogan denkt so. Unter manchen Europa-Politikern ist unvergessen, was er als Mitverfasser eines Manifests seiner Partei 1997 empfahl: Die Vernichtung aller Juden und den Kampf gegen den Westen, indem man die „Demokratie nicht als Ziel, sondern als Mittel“ begreife. Er mag das heute verneinen. Die Zweifel an seinem Demokratie-Verständnis bleiben. Die Zweifel an seinem Denken über die Stellung der Frau oder über religiöse Minderheiten auch.

Die Idee Europa endet am Bosphorus

Es gibt noch zwei Argumente nicht-geistiger Natur gegen einen Beitritt, von denen jedes schon ein Nein rechtfertigt. Allen Kennern der wirtschaftlichen Verhältnisse ist, erstens, klar: Ein Beitritt der Türkei würde die Anderen über Jahrzehnte mindestens 20 Milliarden Euro pro Jahr kosten (allein Deutschland müsste jährlich mindestens 14 Milliarden Euro aufbringen), zusätzlich zu den Kosten der Ost-Erweiterung. Das ist nicht zu verkraften. Die EU mit der Türkei in ihrer Mitte wäre staatsphilosophisch entkernt, politisch nicht mehr handlungsfähig, wirtschaftlich im besten Fall eine große Freihandelszone vom Atlantik bis zum Kaukasus und von Grönland bis zur Levante.

Hinzu kommt, zweitens, der geopolitische Faktor Demographie. Der Islamkenner Hans Peter Raddatz schreibt lakonisch: „Bei derzeit circa 30.000 jährlich nach Deutschland einwandernden türkischen Frauen und einer – konservativ – angenommenen Geburtenrate von 2,5 Kindern (6. Familienbericht: 2,95) öffnet sich bei einer etwa halbhohen Rate auf deutscher Seite eine erhebliche Schere, die durch den EU-Beitritt ab ca. 2013 dynamisch verstärkt werden und ab ca. 2020 die Türkei als demographisch stärkste Kraft in der EU ausweisen wird. Nach 28 Millionen Einwohnern im Jahre 1960 und 70 Millionen heute wird die türkische

Bevölkerung um 2025 in der Türkei und Deutschland dann zusammen bei 100 Millionen liegen und dabei auch wachstumsmäßig die gesamte heutige EU der 15 klar übersteigen“. Es wäre das Ende jeder europäischen Identität und Selbständigkeit.

Die Idee Europa endet am Bosphorus. Wer sie aus Hass auf das Christentum oder aus rein ökonomischen Gründen (die Märkte und das Öl Asiens) überdehnt, der macht sich zum Totengräber der EU. Noch ist

es nicht soweit. Es gibt auch Möglichkeiten für bekenntnisscheue Politiker, den Beitritt rechtzeitig zu verhindern: Man könnte in einer Art Geheimdiplomatie die Zyprioten dazu bringen, im Dezember beim Rat der EU-Regierungschefs ihr Veto gegen Beitrittsverhandlungen mit der Türkei einzulegen. Der zyprische Staatspräsident hat sogar schon damit gedroht, falls Ankara Zypern nicht anerkennt. Logisch wär's ja. Dann würden die Gutmenschen empört und entrüstet auf den kleinen Zyprioten Papadopoulos zeigen, die anderen würden sich nachdenklich geben und heimlich aufatmen und Papadopoulos wäre auf der Insel der Held. Und auch während der Verhandlungen kann sich herausstellen, wie sehr die Türkei in ihrem Wesen und Denken vom totalitären Islam beherrscht ist und deshalb immer europa-untauglich bleiben wird. In Frankreich, der „ältesten Tochter der Kirche“ formiert sich der Widerstand, auch Staatspräsident Chirac betont neuerdings stark die totale Freiheit seines Landes zu einem Veto oder Abbruch der Verhandlungen. In anderen Ländern, etwa in Polen, Italien, Portugal, ist man sich der Tragweite der Frage noch nicht so recht bewusst. Das wird kommen. Und es wird zur Ablehnung der Voll-Mitgliedschaft führen. Erfreulich ist jetzt schon die einsetzende Wertedebatte. Sie kann die Europäer aus der Umklammerung des Materialismus und der Beliebigkeit lösen. Noch ist das Abendland nicht verloren. □

Wenn ein Bischof das ihm übertragene Amt annimmt und wenn er von diesem Amt zurücktritt, ist ein Augenblick der Stille und des Nachdenkens geboten. Diese Stille gewähren nicht die Zeitungen, die mit schreienden Schlagzeilen und subjektiv gefärbten ideologisierten Inhalten auf sich aufmerksam machen und die öffentliche Meinung beherrschen wollen. Dem Nachdenken geben weder Podiumsgespräche noch Kommentare in Rundfunk und Fernsehen Raum, weil sie nach Einschaltquoten schießen. Die Stille sollte gefüllt sein von einer Besinnung auf das Amt und die Würde, die dem Amtsträger zukommt.

Das Amt und die damit verbundene Würde verdienen Respekt, der ab dem Augenblick der Ernennung und dann der Bischofsweihe dem Kandidaten gebührt. Wie ging es Bischof Krenn zu Beginn und während seines bischöflichen Dienstes? Einige Daten sollen in Erinnerung gerufen werden:

1987: Prof. Kurt Krenn soll zum Weihbischof geweiht werden. – Demonstranten versperren ihm den Weg zum Stephansdom.

1991: Krenn wird zum Bischof von St. Pölten ernannt. – Widerstand formiert sich im sog. Solidaritätskreis „Weg der Hoffnung“. Am Tag der Amtseinführung protestieren mehr als 3.000 Gläubige gegen ihren neuen Bischof.

1992: Der „Weg der Hoffnung“ wirft Krenn die Verschwendung von diözesanen Geldern vor.

1993: Wegen unüberbrückbarer Differenzen legt der St. Pöltner Dompfarrer sein Amt nieder.

1993: In St. Pölten protestieren mehr als 7.000 Gläubige für den Dompfarrer und gegen Bischof Krenn.

1995: Dem Direktor des religionspädagogischen Instituts, Franz Schmatz, wird die Lehrbefugnis entzogen. Der Hauptkonflikt: Die Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zu den Sakramenten.

1998: Krenn enthebt den Pfarrer von Paudorf seines Amtes. Bei der Ernennung des Pfarrers ist Krenn an den Vorschlag des Göttweiger Abtes gebunden. Und dieser schlägt wiederum den Pfarrer vor. Für den Verbleib des Pfarrers werden mehr als 170.000 Unterschriften gesammelt.

Der Bischof verliert nicht seine Würde

Anmerkungen zum Rücktritt von Bischof Krenn



Bischof Dr. Kurt Krenn, der von Anfang an bekämpft wurde

1998: Der Abt von Stift Geras sieht nunmehr eine Chance, die Versetzung Krenns zu erreichen. Er will im Januar – gemeinsam mit den anderen Äbten der Diözese St. Pölten – die zuständigen Stellen in Rom über die so genannten wahren Zustände informieren.

1998: Auch außerhalb der Diözese St. Pölten formiert sich die Front gegen Krenn. Sogar der Wiener Generalvikar legt ihm den Rücktritt nahe.

An der Person von Bischof Krenn zeigte sich überdeutlich, dass in der Kirche selbst die Bedeutung des bischöflichen Amtes verkannt wird und in der nicht katholischen Öffentlichkeit das sakramentale Verständnis ganz ausfällt.

Für die katholische Kirche gilt nämlich:

„Bischöfe, die kraft göttlicher Einsetzung durch den Heiligen Geist, der ihnen geschenkt ist, an die Stelle der Apostel treten, werden in der Kirche zu Hirten bestellt, um auch selbst Lehrer des Glaubens, Priester des heiligen Gottesdienstes und Diener in der Leitung zu sein.“ (can. 375).

Mit Fug und Recht darf gesagt werden, dass Bischof Krenn um die Bedeutung seines Dienstes wusste. Gegen Kirchenvolksbegehren und kirchenzerstörende Modernismen setzte er sich als Hirte zur Wehr. Er trat als Bischof der katholischen Kirche für die klare Lehre ein und duldete keine Verwässerung oder gar Zerstörung des Glaubens. Die Liturgie war für ihn keine Spielwiese für willkürliche Experimente. Alles, was er im Dienste der Kirche getan hat, verdient den Dank der Gläubigen.

Seine unverbrüchliche Treue zum Nachfolger des Petrus unterscheidet ihn von vielen selbsternannten Richtern, die mit ihrem unverantwortlichen öffentlichen Gerade unübersehbar den Menschen und der Kirche schaden. Wer das Amtsverständnis von Bischof Krenn kennenlernen will, mag sich in seine Predigt vom Gründonnerstag 2004 vertiefen. Hier ein kleiner Auszug: „...Unsere Bekehrung gelingt in der Vereinigung mit Christus; auf diese Weise ereignet sich unser eucharistischer Zusammenhalt mit Christus. Wir werden unserem Herrn als Priester Treue und Heiligkeit versprechen; wir werden bekennen, dass nur in Gemeinschaft mit dem Heiligen Vater und mit dem Bischof unser Leben und Tun gestaltet sein soll. Wir wollen nach Heiligkeit streben, weil Gott selbst

der unendlich heilige ist ... Vieles ist gut gemeint, aber nicht alles genügt für unser Glaubenswissen. Es reicht nicht, die Kinder auf die Erstkommunion nur durch Brotbacken vorzubereiten; was die Menschen nur Brot nennen, ist in Wahrheit der Leib und das Blut Christi. Die Erstkommunion muss mehr sein als ein soziales Fest; liebe Priester, lasst euch von den gläubigen Familien helfen; ihr tragt aber für alles, was im Glauben zu lehren ist, eure unabtretbare Verantwortung. Die Mitarbeit der Gläubigen ist zu bejahen, dennoch trägt der Priester die Verantwortung dafür, dass nichts in Einseitigkeit versandet und nichts die Wahrheit des Glaubens in unseren Familien beschädigt.

Ohne Priester gibt es keine Kirche Christi. Ohne den geweihten Dienst des Priesters wäre die Kirche nicht die wahre Kirche Christi. Liebe Mitbrüder! Ich erinnere euch an eure Pflicht, Sorge für die Vermehrung der Berufungen zum Priester zu tragen. Der Bischof und seine Priester dürfen sich dieser Sorge niemals entziehen. Begeistert die Kinder und die Jugend für den Priesterberuf; gebt den jungen Menschen Heimat in den Pfarrhöfen und beschützt sie vor dem falschen Zeitgeist. Gebt ihnen ein Zeugnis für das Glück des Berufenseins. Eure Heiligkeit und Treue zu Christus seien für die Jugend und für alle Gläubigen das Zeugnis eures Lebens und Glaubens ...“ (<http://www.stjosef.at/bischof.k.krenn/>).

Im Gehorsam, den Priester und Gläubige seiner Diözese ihm von Anfang an verweigert haben, hat Bischof Krenn dem Heiligen Vater den Rücktritt angeboten.

Wir dürfen sicher sein, dass er, wenn sein Rücktritt angenommen ist, auf neue Weise ganz der katholischen Kirche dient. □

Am 31. Juli 2004 veröffentlichte die Glaubenskongregation ein Papier über die „Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und in der Welt.“ In diesem Schreiben legt Kardinal Ratzinger mit ausführlicher biblischer Begründung die unterschiedlichen Aufgaben von Mann und Frau dar. Thema ist die gleiche Würde und die unterschiedliche Natur von Mann und Frau, was zur notwendigen komplementären Ergänzung führt.

Wie wurde dieses Rundschreiben, das mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes erschien, in der Öffentlichkeit aufgenommen? Während einige Kirchenzeitungen dieses vatikanische Rundschreiben durchaus begrüßten, haben es andere Blätter und Theologen offen kritisiert und als kirchenschädlich bezeichnet. Der Wiener Kurier schrieb, dieses Papier sei „für das Gesamtimage der Kirche schädlicher als ein untragbarer Bischof“. Es zeige nämlich, dass die Position der Kirche unverändert weltfremd und menschenverachtend sei. Die evangelische Bischöfin von Hannover urteilte: „Wie der Vatikan hier von den Frauen und von der feministischen Bewegung spricht, das sind Klischees, ja Feindbilder.“ Nun war von dieser Seite kein positiveres Urteil zu erwarten. Dass aber einige Kirchenzeitungen und Theologen in das gleiche Horn stoßen, zeigt, wie weit die Verwirrung in der Kirche gediehen ist. Päpstliche Rundschreiben haben vor „dieser Art von Lehramt“ auch in den vergangenen Jahren keine Gnade gefunden.

Der Grund für diese Ablehnung ist natürlich die „Ämterfrage“. Obwohl der Zugang von Frauen zum Priestertum in diesem Papier gar nicht behandelt wird – weil diese Frage ja längst abschließend beantwortet ist – bringt die Auslassung dieses Themas die Gemüter mancher Funktionärinnen in Wallung. Unterstützt werden diese Frauen von manchen Theologieprofessoren und verklausuliert auch von hochgestellten Prälaten. Sie betrachten das Priestertum als Machtbasis – nicht als Dienst.

Auf dem Prüfstand

Das zeigt doch, wie weit sie vom Gedanken des Dienens und Opfern immer noch entfernt sind. Haben sie sich nicht schon vor Jahren entlarvt mit dem Kampfruf: „Früher war ich selbstlos – jetzt gehe ich selbst los“ –? Unchristlicher kann man sich kaum verhalten. Das Priestertum Jesu Christi ist doch der nicht überbietbare Opferdienst. So lange diese Funktionärinnen das nicht einsehen, kann der Dialog mit ihnen zu nichts führen. Es ist eigenartig: Je mehr der Priesterberuf an Ansehen verliert, desto attraktiver wird er für einige Frauen. Auf sie wirkt offenbar ein unheiliges Priesterbild anziehend. Je heiliger aber unser Bild vom Priester wieder wird, desto uninteressanter wird der Priesterberuf für diese Funktionärinnen und ihre theologischen Helfer werden.

In dieser Diskussion wurde jene Mehrheit von Frauen vergessen, die kein kirchliches Amt anstreben, weil sie wissen, dass es letztlich vor Gott nur auf die Heiligkeit, auf das Einswerden mit der göttlichen Liebe ankommt und nicht auf die Macht von Ämtern. Das sagt uns auch Dante, der in seiner Hölle ja manchen Amtsträger entdeckte. Sollte das für Machthungrige und Ehrgeizige nicht eine Warnung sein, egal ob sie Männer oder Frauen sind? Und schließlich hat Christus nicht seinem Lieblingsjünger Johannes das Petrusamt anvertraut, sondern dem Simon, den er öfter zurechtweisen musste.

Eduard Werner

Welche Richtung wird die katholische Jugend nach dem Weltjugendtag in Köln einschlagen?

Der Weltjugendtag im August 2005 in Köln wird die künftige Richtung der katholischen Jugendarbeit in Deutschland entscheidend

bestimmen. Das wird auch erkannt. Die Süddeutsche Zeitung (SZ) vom 24.09.04 schreibt:

„Das Treffen ist ein kirchenpolitisches Ereignis ersten Ranges. Es wird für lange Zeit das Bild der katholischen Kirche prägen. Es wird auch mit darüber bestimmen, wer in dieser Kirche die Begriffe prägt, die Richtung des Aufbruchs weist, den alle irgendwie erhoffen, in den Zeiten, in denen die Institution in die Krise geraten ist. Der Weltjugendtag wird der Höhepunkt der Amtszeit des Kölner Kardinals Meisner sein. Er hat enorme Energie daran gesetzt, den Weltjugendtag und den Papst nach Köln zu holen ... Seit der Zusage gibt es aber auch ein verdecktes Tauziehen um Richtung und Ausrichtung des Treffens. Als die Deutschen eine erste Audienz beim Päpstlichen Laienrat in Rom hatten, dem offiziellen Veranstalter der Weltjugendtage, bekamen sie zu hören, dass man das Treffen als Initialzündung für eine erneuerte Jugendarbeit sehe, mit mehr Beichtgelegenheit bitte. Die Jugendverbände und Jugendbischof Bode hörten dies eher beunruhigt, Kardinal Meisner und die konservativ-charismatischen Jugendgruppen dagegen erfreut – geht es ihnen in den großen und etablierten Verbänden des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend ohnehin zu wenig fromm und zu kirchenkritisch zu. Auch in Fulda ist es interessant, auf die Formulierungen der Bischöfe zu achten: ‚Es kommt auf den Neuaufbruch an, egal ob in etablierten Strukturen oder außerhalb‘, sagte Kardinal Meisner.“

Es ist verständlich, dass die im BDKJ organisierten Jugendverbände erschreckt aufhorchen, wenn sie von „erneuerter Jugendarbeit“ und „Beichten“ hören. Sie haben ein anderes Verständnis: Innerkirchlich geht es ihnen um Demokratisierung der Strukturen, was immer sie auch darunter verstehen, um Gleichstellung der verschiedenen Formen der Sexualität, um gemeinsame Mahlfeste mit den Protestanten, die Aufhebung des Zölibats, die Einführung des Frauendiakonats und des Frauenpriestertums etc., aber nicht um Umkehr und religiöse Erneuerung mit der Beichte als einer wesentlichen Voraussetzung. Die bekannten, seit Jahr und Tag formulierten, Forderungen haben mit

„fromm“ nichts zu tun, der richtige Ausdruck wäre „kirchenzerstörend“. Die außerkirchlichen Aktivitäten des BDKJ erstrecken sich auf Ökologie, Aidsprävention und multikulturelle Initiativen.

Als der BDKJ feststellen musste, dass der Weltjugendtag in Köln nicht mehr zu verhindern war, ist er schnell auf den angefahrenen Zug aufgesprungen, um nach Möglichkeit die Richtung mitbestimmen zu können. Besonders gefährlich erscheint dem BDKJ die Aussage: „Es kommt auf den Neuaufbruch an, egal ob in etablierten Strukturen oder außerhalb“. Das wäre ja eine Absage an das Monopol katholischer Jugendarbeit. In diesem finanziell gut gepolsterten Nest hat sich der BDKJ wohnlich eingerichtet und von dort aus versucht, neue Aufbrüche und Bewegungen, die die Bezeichnung katholisch zurecht tragen, ganz entgegen den sonstigen Forderungen nach Pluralismus, zu verhindern. Es kommt nun darauf an, dass die Neuaufbrüche über den Weltjugendtag hinaus wirksam bleiben und dass sich eine neue katholische Jugend außerhalb des BDKJ formiert. Die „katholische“ Nachhut BDKJ, kann dann dort weitermarschieren, wo sie ohnehin steht, am Ende des Zuges.

Hubert Gindert

Warum nennt sich die Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg katholisch?

Die Deutsche Pfadfinderschaft St. Georg (DPSG) feierte am 7.10.04 ihr 75-jähriges Bestehen. Die DPSG ist Mitglied im Bund der Deutschen Katholischen Jugend Deutschlands (BDKJ). Anlässlich ihres Jubiläums wurde der Bundesvorsitzende der DPSG Stephan Jentgens (38) interviewt (Katholische Sonntags Zeitung vom 18./19. September 2004 S. 10).

Frage: „Wie muss man sich heute das Pfadfinderleben vorstellen?“

Antwort: ... „Sie spielen miteinander, reden über angesagte Themen, planen ihre Fahrten und organisieren kleinere Aktionen. Sie engagieren sich für Frieden und Ökologie“.

Frage: „Was konkret hat sich in den vergangenen Jahrzehnten geändert?“

Antwort: ... „Modern geblieben ist die pfadfinderische Methode ... (sie) setzen auf zunehmende Selbstbestimmung und sammeln Erfahrung durch Reflexion der guten und schlechten Ergebnisse ... Ziel der Arbeit: Pfadfinder unterstützen sich gegenseitig darin, Menschen mit aufrechtem Gang und Rückgrat zu werden.“

Frage: „Wo und wie engagieren sich die Pfadfinder heute?“

Antwort: „Im Jubiläumsjahr unterstützen wir unsere Pfadfinderfreunde in Ruanda ... hier in Deutschland sammeln die Pfadfinder deshalb Geld ... Seit vielen Jahren ist die DPSG zudem auf entwicklungspolitischem Feld aktiv. Sie engagiert sich für und mit Menschen mit Behinderung oder im Bereich der Integration ausländischer Mitbürger.“

Soweit so gut. Nur, wir hätten gedacht, dass die DPSG eine katholische Jugendorganisation ist, bei der religiöse Bildung, die Weitergabe des Glaubens, das missionarische Engagement, z. B. die Neuevangelisierung, der Einsatz für den Weltjugendtag in Köln, Wallfahrten neben den Fahrten in die Natur, auch Themen wären. Nichts von alledem fiel dem Bundesvorsitzenden im Interview ein. Warum nennt sich die DPSG eigentlich katholisch? Warum wird die DPSG mit Kirchensteuermitteln alimentiert? Bei knappen Kassen sollte sich die Katholische Kirche in Deutschland überlegen, ob sie sich nicht von einem Tross trennt, der unter falscher (katholischer) Flagge fährt.

Hubert Gindert

Die Mitnahme-Mentalität geht quer durch die Gesellschaft

„In Ost wie in West gibt es eine Mentalität bis weit in die Mittelschicht hinein, dass man staatliche Leistungen mitnimmt, wo man sie kriegen kann, auch wenn es eigentlich ein ausreichendes Arbeitseinkommen in der Familie gibt“, so Bundeskanzler Schröder (Augsburger Allgemeine Zeitung, 18./19.09.04) gegenüber der Verbraucherzeitschrift „Guter Rat“.

Natürlich gibt es die Mitnahme-mentalität. Sie reicht vom Bauarbeiter, der sich sein Werkzeug-Set

aus seiner Firma komplettiert, bis hin zur Ausnutzung von Versicherungsleistungen – schließlich zahlt man das ganze Jahr über in sie hinein – wenn z. B. nicht notwendige Medikamente, Arztbesuche, Kuren aus dem allgemeinen Topf bezahlt werden oder wenn bei einem Autoschaden zum Schadensfall noch etwas zusätzlich repariert wird. Irgendwie spielen alle aus unterschiedlichen Profitinteressen mit: Der Versicherungsnehmer, der Arzt, der Apotheker, das Haus, das Kuren anbietet, die Reparaturwerkstatt. Die Liste mit Beispielen ließe sich fortsetzen. Diese Mentalität geht quer durch alle Gesellschaftsschichten. Verständlicherweise hat Schröder solche Politiker vergessen, die sich mit reichlichem Honorar und fetten Pensionen aus der Staatskasse selbst bedienen und die trotzdem ihrem Amtseid „Schaden vom Volk abzuwenden“ aus Opportunismus oder Parteiinteresse nicht nachkommen. Und was ist mit der Oberschicht? Schröder bekam für seine Aussage sofort Zustimmung aus Wirtschaftskreisen. Da fallen uns sogleich die Pleiten großer Firmen ein und die dafür verantwortlichen Manager. Nun gibt es in solchen Unternehmen ausgefeilte betriebliche Rechnungs- und Frühwarnsysteme, die die Aufgabe haben, Manager darauf hinzuweisen, dass sich für das Unternehmen Schaden anbahnt. Wenn dann trotzdem die Manager vor dem Desaster stehen – Karstadt und Quelle lässt grüßen – werden Tausende Arbeitnehmer in die Arbeitslosigkeit freigestellt, während die Ackerländer und Co mit Millionen abgefunden werden. Ist das keine Mitnehmer-Mentalität? Bei diesen kleinen Machiavellis korrespondiert das hohe Sozialprestige mit höchst zweifelhaften Verhaltensnormen.

In all diesen Fällen von Mitnahme-Mentalität wird die Frage nach den wahren Ursachen der Political-Correctness nicht gestellt, nämlich die nach der fehlenden Verantwortung. Es ist klar, die Mitnahme-Mentalität findet ihre wirksamste Barriere in der Letztverantwortung vor Gott, den niemand austricksen kann. Aber Gott ist in einer laizistischen Gesellschaft eben tabu. Basta.

Hubert Gindert

„Lebe“, das Informationsblatt der Bewegung für das Leben in Südtirol, stellte in Heft 70 nicht nur sechs Frauen unserer Zeit vor, die ähnlich der seligen Gianna Beretta Molla zugunsten des Kindes in ihrem Leibe ihr eigenes Leben opferten, sondern auch das Beispiel einer Familie, die einer alleingelassenen schwangeren Frau half („Lebe“ Nr. 70/2004, S. 18 u. 22; Grieser Platz 13b, I-39100 Bozen). Hier der Brief über „die wahre Liebe einer großzügigen Familie“.

Meine Schwester und ihr Mann sind seit sieben Jahren verheiratet und haben zwei Söhne (5 und 4 Jahre alt). In der Wintersaison 2003 führten sie einen Gastbetrieb und brauchten ein Kindermädchen für die beiden Söhne, da sie auch abends länger arbeiten mussten. Nach langem Suchen fanden sie ein junges Mädchen aus Sardinien. Die Kinder fühlten sich bei Laure (Name geändert) von Anfang an wohl und mochten sie gerne. Sie konnte gut mit Kindern umgehen.

Nach kurzer Zeit stellte sich heraus, dass Laura schwanger war. Sie suchte somit verschiedene Krankenhäuser auf, denn sie wollte das Kind abtreiben lassen. Da meine Schwester sie erst kurz kannte, konnte sie anfangs nichts tun, um sie von dieser Entscheidung abzubringen. Doch es geschah schließlich anders. Die Untersuchungen ergaben, dass es schon zu spät war für eine Abtreibung, und somit war Laura gezwungen, das Kind auf die Welt zu bringen. Das Kind sollte jedoch nach der Geburt sofort für die Adoption freigegeben werden.

Meine Schwester sprach oft mit Laura, ließ sie taktvolle Liebe spüren und unterstützte sie, wo immer sie nur konnte. Sie nahm sie nach der Wintersaison (ohne etwas zu verlangen) in ihr Haus und in ihre Familie auf, sie half ihr bei bürokratischen Angelegenheiten, und mit Hilfe anderer Personen entstand eine unvorstellbare Solidaritätskette, durch die sie viele Sachen für das Baby sammeln und so Laura auch finanziell eine große und hilfreiche Unterstützung geben konnte.

Gott hat es nun so gewollt, dass meine Schwester, ohne Laura in irgend einer Weise zu zwingen, oder zu beeinflussen, oder in ihr Schuldgefühl zu wecken, sie zu einer endgültigen, freien und selbst getroffenen Entscheidung brachte, das Kind zu behalten. Eine Riesenfreude war das! Das Kind kam dann mit Kaiserschnitt auf die Welt, und alles verlief gut. Es wurde auf den Namen Matteo getauft, und meine Schwester und ihr Mann konnten mit viel Freude das Kind als Taufpaten tragen.

Laura ist nun eine glückliche Mutter und würde ihren kleinen Matteo mit nichts anderem auf der Welt tauschen.

Zeit im Spektrum

Unser heiliger Pater Josef Freinademetz sagte einmal: „Die Sprache der Liebe ist die einzige Sprache, die jeder Mensch versteht.“

Die „Torheit“ der Christen

In der deutschsprachigen Wochenausgabe des „Osservatore Romano“ stellte Christoph Kardinal Schönborn OP, der Erzbischof von Wien, Kaiser Karl von Österreich anlässlich von dessen Seligsprechung als „Heiligen für unsere Zeit“ vor (OR dt 1.10.2004, S.6). Im Hinblick auf – weltlich gesehen – die Erfolglosigkeit seiner Friedensbemühungen bemerkt der Erzbischof dort u.a.:

Karls Bescheidenheit, Freundlichkeit und Versöhnungsbereitschaft wurden ihm vor allem von Zynikern der Macht als Schwäche, ja Dummheit angekreidet. Dieser Angriff richtet sich gegen die „Torheit“ des Christen, der sich nach den Geboten Gottes und dem Beispiel Christi zu verhalten versucht und auf Gott vertraut (...)

Ob ein Leben vor Gott – und damit auch vor dem definitiven Ausgang der Geschichte – glückt, hängt nicht vom unmittelbaren irdischen Erfolg ab (Sonst könnte Christus nicht Vorbild sein). Wer angesichts aller widrigen Umstände und eigener Begrenztheit dem Willen Gottes zu entsprechen versucht, dessen Leben wird heilig und hilfreich.

Als Christen sind wir alle Überforderte. Dem Beispiel Christi zu folgen – das übersteigt in den Widrigkeiten dieser Welt zweifellos die bloß menschlichen Fähigkeiten. Aber wir sind nicht nur auf unsere eigene Kraft angewiesen, sondern eingeladen, die Hilfe Gottes anzunehmen und ihm gegen die Logik der Gewalt zu vertrauen.

Das Leben Kaiser Karls ist ein ermutigendes Beispiel im Glauben. Seine Seligsprechung will allen Mut machen, die sich durch ihre Aufgaben überfordert fühlen – und sie lädt ein, die eigenen (auch noch so begrenzten) Möglichkeiten für Frieden, Freiheit und liebevolle Verantwortlichkeit zu nutzen.

Nach einem „verlorenen Jahrhundert“ der Zerstörung durch die gottlosen Ideologien des Nationalsozialismus und des Bolschewismus haben die Völker Europas erneut die Chance, wieder zusammenzufinden. Nun gilt es, die Seele Europas im Geiste Christ, im Heiligen Geist, für diese Aufgabe neu zu beleben und zu begeistern.

Die Widerstände, die sich uns dabei entgegenstellen, brauchen uns nicht verzagen zu lassen, sondern laden uns ein, noch ernsthafter den Willen Gottes zu suchen und im Vertrauen auf ihn zu handeln. Karl aus dem Hause Österreich, der aus diesem Geiste gelebt und für das Zusammenfinden der Völker sein Leben eingesetzt hat, ist uns dabei ermutigendes Beispiel und Schutzpatron.

Die Torheit Gottes ist weiser als die Weisheit der Welt. Das Vertrauen darauf hilft zu leben.

Priester sein in China

„China heute“, die Zweimonatsschrift für „Informationen über Religion und Christentum im chinesischen Raum“ des China-Zentrums der Steyler Patres in St. Augustin, bringt seit dem Jahr 2000 in loser Folge eine Auflistung der vielen Märtyrer in China, nach Diözesen geordnet und mit knappen biographischen Angaben. Der 11. Folge in Nr. 3/2004 war das folgende ausführlichere Lebensbild über den „Priester Joseph“ beigegeben, aus verständlichen Gründen ohne nähere Angaben zur Person.

Diesen Mann hatten alle vergessen; und doch hatte er zwischen der einen Verurteilung und der nächsten ungefähr dreißig Jahre in verschiedenen chinesischen Haftanstalten verbracht. Die Jahre, die er nicht im Gefängnis war, lebte er im Verborgenen, von der Polizei gejagt. Im Jahr nach seiner Priesterweihe 1957 war er als „rechtes Element“ und gefährlich eingestuft worden. Sein unverzeihliches Vergehen war, dass er sich weigerte, seine Ideen aufzugeben und was ihm am teuersten war, seinen Glauben. Dem hatte er auch seine Familienbande geopfert; bei ihm daheim war niemand katholisch, und sein Glaube stellt eindeutig eine große Gefahr dar.

Priester Joseph kam aus einer der ärmsten Provinzen Chinas, aus Henan, und dort hatte er sein sehr kurzes Amt ausgeübt. 1979 wurde er wieder frei, wurde aber gezwungen, in eine nicht weit entfernte Stadt umzuziehen, wo niemand ihn kannte. Dort lernte er eine ganz besondere Familie kennen; sie blieben ihm durch eine tiefe Freundschaft verbunden, besonders die beiden Kinder Martha und Johannes.

Im Mai 1981 macht Priester Joseph zusammen mit sechs weiteren Priestern eine Wallfahrt zum Muttergottes-

heiligtum von Sheshan, außerhalb von Shanghai. Sie werden alle verhaftet. Priester Joseph werden zwölf weitere Jahre aufgebremmt, weil er – so lautet das Urteil – „das Evangelium gepredigt hat und ein rückfälliger Konterrevolutionär ist“ und schließlich „weiter ein Oberhaupt (den Papst) anerkennt, das über der Partei steht“.

Wieder im Gefängnis, lässt seine Gesundheit nach, und er erleidet eine Reihe von lebensgefährlichen Herzattacken. Martha und Johannes besuchen ihn regelmäßig, wenn es die Gefängnisvorschriften zulassen. Später, nach seiner schweren Krankheit, geben sie sich als seine Kinder aus und schaffen das Unglaubliche: sie heilen ihn mit Liebe, ja sie erwirken sogar seine frühzeitige Entlassung. Sie nehmen ihn mit nach Hause und bringen ihn langsam ins Leben zurück. Die neun Jahre, die sie diesen Priester besuchten, haben Martha und Johannes verändert. Sie hat sich mit einer Gruppe Mädchen dem Ordensleben zugewandt, Johannes ist Priester geworden.

Ich habe sie getroffen, als Priester Joseph gerade wieder begonnen hatte, die hl. Messe zu feiern, von den beiden außerordentlichen Geschwistern unterstützt. Er hatte sich wieder gut erholt, auch wenn er noch merklich unsicher auf den Beinen war.

Sie brachten ihn zurück zu seiner 400 km entfernten Kirche. Als sie sich nach und nach seiner Heimat näherten, blieb ihm vor Erregung die Stimme im Halse stecken. Als sie das Stadtzentrum erreichten, wurde Priester Joseph noch aufgeregter. Man konnte die Kirche nicht sehen, er aber wusste, dass er angekommen war, nach 34 Jahren!

Humpelnd begann er zu laufen, und vor der Kirche sah ich ihn niederknien und mit dem Gesicht zu Boden gewandt etwas murmeln. Später habe ich ihn gefragt, was er in seinem Gebet gesagt habe. „Ich habe gesagt: Danke für das Leben, das du mich hast leben lassen. Du hast mir nur Gnade und Liebe geschenkt.“

Wiederentdeckung des Vaters

Am 15./16. September 2004 fand in Wien, veranstaltet durch das zuständige Staatsministerium, die „1. Europäische Väterkonferenz“ statt. Sie sollte zur „Wiederentdeckung des Vaters“ in unserer „vaterlosen Gesellschaft“ beitragen, denn der Vater sei, wie man nun auch aufgrund neuer psychologischer und soziologischer Untersuchungen erkannt hat, für die rechte Entwicklung des Kindes sowie für das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft unentbehrlich. – In einem Vortrag auf dieser Konferenz zeigte Weihbischof Andreas Laun (Salzburg), welchen besonderen Beitrag die christ-

liche Religion zur Überwindung der Krise der Vaterschaft leisten kann. Der Vortrag ist im Oktober-Heft 2004 von „Kirche heute“ im Druck erschienen („Gott Vater – Mensch Vater“, in „Kirche heute“, Postfach 1406, D-84498 Altötting). Hier einige markante Stellen daraus.

Nicht nur in Amerika, auch in Europa ist die Vaterlosigkeit so vieler Kinder eines der ganz großen sozialen Probleme des Landes. Die Zahl der vaterlosen Familien ist nicht nur dramatisch gestiegen, sondern man hält den Vater und seinen spezifischen Beitrag für überflüssig.

Einflussreiche Kreise propagieren hingegen ein neues Vaterbild: Der Mann soll ein eher geschlechts-neutrales Verhalten lernen. Er soll, pointiert in der Logik der Gender-Ideologie gesagt, eine zweite, nur biologisch gesehen männliche Mutter sein. Gewünscht wird eine „androgyn Vaterschaft ohne Männlichkeit“, bei der Mann und Frau das Kind gemeinsam „bemuttern“ (...)

Angesichts dieses Befundes ist es dringend nötig, den Vater neu zu entdecken und seine Bedeutung anzuerkennen, sogar wenn jemand das „Warum“ der Wichtigkeit des Vaters noch nicht sofort versteht (...)

Wir tun alles, um Tiere artgerecht zu behandeln und zu halten (...) Warum denken wir nicht in der gleichen Logik über die Menschen und ihre Bedürfnisse nach? Wir stünden damit in der großen Tradition eines Aristoteles und Thomas von Aquin, deren Ehrfurcht vor dem Seienden sich in dem Axiom „secundum naturam vivere“ („nach der Natur leben“) spiegelt – sinngemäß identisch mit dem modernen Begriffs des „artgerechten“ Handelns (...)

Die jüdisch-christliche Religion schenkt der Welt ein ausgesprochen positives Vaterbild, in dem die beiden spezifisch väterlichen Elemente organisch verbunden sind: Autorität und Güte (...)

Die Abwesenheit des Vaters in der heutigen Gesellschaft beraubt das Kind sowohl der ihm wohlthuenden Autorität des Vaters als auch der spezifisch männlichen Liebe, die es vom Vater ersehnt. Höchste Zeit, den Vater neu zu entdecken und den Kindern den Vater zurückzugeben.

Zu Brentanos Schriften über Anna Katharina Emmerick

In seinem „Plädoyer für Clemens Brentano“ („Fels“ 8-9/2004, S. 260 ff) hatte Arnold Guillet seiner Überzeugung Ausdruck gegeben, dass die Visionen der sel. Anna Katharina Emmerick von Brentano getreulich aufgezeichnet worden seien und durch die Seligsprechung auch „ihr demütiger Schreiber und Pilger“ rehabilitiert würde. Der Theologe Michael Karger legte nun in einem Bei-

trag für „Die Tagespost“ dar, warum die Schriften Brentanos aus dem Seligsprechungsverfahren ausgeklammert wurden („Wenn der Protokollant der Seherin eine Rolle zuweist“, in „Die Tagespost“ 2.10.2004, S. 12). Aus diesem Beitrag hier einige Schlüsselstellen.

Völlig überraschend und ohne Begründung hat das Heilige Offizium 1928 das Seligsprechungsverfahren für Anna Katharina Emmerick (1774-1824) einstellen lassen. Erst 1973, auf Antrag der Diözese Münster, erlaubte Paul VI. die Wiederaufnahme. Ganz offen nannte der Papst den entscheidenden bisher geheimgehaltenen Ablehnungsgrund: „Schwierigkeiten machen ... die Schriften, die im Falle einer Seligsprechung an Kredit, an Ansehen gewinnen werden.“ Zugleich wies er die Richtung für das weitere Vorgehen an: „Die Schriften müssen mit kritischem Auge geprüft und ihre literarische Gattung muss bestimmt werden. Wer ist der Autor der Texte und welchen Wert haben sie? ...“ (...)

Der von Paul VI. angedeutete Lösungsweg der Seligsprechung von Anna Katharina Emmerick unabhängig davon, wie die ihr zugeschriebenen Visionen zu bewerten sind, ist auch beschränkt worden (...)

Sicher gab es nicht die Fülle an Gesichten, die Brentano vorgibt. Darauf hat bereits Luise Hensel hingewiesen: „Ich muss hier wieder erinnern, dass Clemens mir wiederholt gesagt hat, dass es im »Bitteren Leiden« vieles gegeben habe, was nicht von ihr sei.“

Aus den wenigen Mitteilungen konnte Brentano nur ein geschlossenes Werk machen durch die Verarbeitung zahlreicher anderer Quellen. Hauptquelle war das Leben Jesu des Kapuzinerpaters Martin von Cochem (1. Auflage 1677) in dem selbst wieder zahlreiche ältere Quellen verarbeitet und zitiert werden (...)

Nach Aufklärung und Säkularisation wollte Brentano der Glaubenserneuerung dienen. Entgegen der liberalen Theologie, die keinerlei Verbindung zwischen der Zeit Jesu und der ersten Christen mit der Kirche mehr zugestehen wollte, legitimierte Brentano aus den Visionen heraus nicht nur die Sakramente, sondern auch die Reliquienverehrung, den Gebrauch von Weihwasser, die Kreuzwegandacht und vieles mehr durch die anachronistische Rückbindung an die Praxis Jesu und der Apostel (...)

An der Fruchtbarkeit ihres Verschenkt-Seins erhielt Brentano Anteil. Leider hat er der Versuchung nicht widerstanden, diese Verfügbarkeit zu verzwecklichen. Darum ist die Seligsprechung von Anna Katharina Emmerick unter Ausklammerung der brentanoschen Emmerickschriften, die von Paul VI. schon angedeutet wurde, ein wahrer Akt der Wiedergutmachung.

Nachrichten

Heilige Messe im Tridentinischen Ritus in Trier:

Durch das Bemühen der Aktionsgemeinschaft Trier, insbesondere ihres zweiten Vorsitzenden Dr. med. Stefan Schilling kann ab Beginn des neuen Kirchenjahres, das heißt ab 28.11.2004 an Sonn- und Feiertagen in der Kapelle der Weißen Väter, Dietrichstrasse, Trier, eine heilige Messe im tridentinischen Ritus gefeiert werden. Dies wurde vom Ortsbischof Reinhard Marx mit Dekret vom 1. September 2004 verfügt. Weitere Informationen bei: Dr. med. Schilling, Tel.: 0651-309137

Neue Kindergruppen im Sauerland und Ruhrgebiet erfolgreich gegründet

Eine neue Kindergruppe mit dem Namen „NET“ ist in der katholischen City-Pfarrei St.-Marien in Hagen in Westfalen an den Start gegangen. Die NET-Teamstunden sind alle zwei Wochen samstags von 10.00 -12.00 Uhr in der Pfarrbücherei an der Hochstrasse, neben der Hagener Marienkirche. Die NET-Gruppe ist mit den NET-Teams angegliedert an das überpfarrliche Zentrum St. Marien. Kontakt: 02331-23060; www.kidsnet-deutschland.de; NET wird geistig unterstützt von dem Orden „Legionäre Christi“. NET-Hagen steht vor der Gründung eines zweiten NET-Teams.

Aus dem Interview mit Trigema-Chef Grupp über Macht und Moral:

Unternehmertum heißt nicht, sich die Taschen voll zu stopfen, sondern mit den Menschen zusammen etwas zu leisten. Das Glück der Erde ist nicht, der Reichste zu sein, sondern das Gefühl zu haben, gebraucht zu werden. Ich brauche meine Mitarbeiter. Müsste ich jemanden vor die Tür setzen, der sich für mich die Hände krumm gearbeitet hat, wäre meine Aufgabe vorbei.

Quelle: Augsburger Zeitung, 22.09.04

Bischof Hofmann identifiziert sich mit der Linie Johannes Pauls II.

Würzburg: Als entscheidungsfreudig hat sich Bischof Friedhelm Hofmann beschrieben. „Ich setze Entscheidungen – auch gegen Widerstände – durch. Dafür bin ich ja da. Wenn der Bischof das nicht macht ... Wofür hat man ihn denn?“, sagte der Würzburger Oberhirte in einem Interview bei „Boulevard Würzburg“ vom 16. September.

Sich selbst bezeichnete Bischof Hofmann als „absolut papsttreu“. „Ich muss

da keinen inneren Salto mortale schlagen, sondern ich glaube, dass die Linie des Papstes richtig ist.“ Das gelte auch bei den umstrittenen Themen wie zum Beispiel Abtreibung. Genau so deutlich sprach sich der Bischof zum Thema Sterbehilfe aus. In dem Augenblick, wo die Menschen anfangen, sich als Herren über andere aufzuspielen, sei alles vorbei. Deutlich sprach sich Bischof Hofmann gegen das Priestertum von Frauen aus.

Quelle: Die Tagespost, 18.09.04

Der neue Mann fürs Soziale, Bischof Reinhard Marx, übernimmt den Vorsitz der Kommission für gesellschaftliche Fragen

Er plädiert für eine Stärkung der Eigenverantwortung des Einzelnen. Das schließe Verteilung nicht aus, doch es gelte, vom Verteilungsstaat hin zu einem Staat zu kommen, der Eigenkräfte stärke und Hilfe zur Selbsthilfe leiste. Zugleich hat Marx aber keine Scheu, mehr als eine nur symbolische Kürzung der „abenteuerlichen Gehälter“ von Managern zu fordern, wenn Sozialhilfe und Arbeitslosenhilfe zusammengelegt werden und viele Menschen in Deutschland massive Einschnitte zu verkraften haben.

„Wir können doch nicht von den Meinungsumfragen abhängig machen, was wir glauben sollen.“

Quelle: Die Tagespost, 25.09.2004

Barbara Weigand und das „Eucharistische Jahr“

In Schippach-Eisenfeld steht die St. Pius-Kirche, die den eucharistischen Papst Pius X. zum Kirchenpatron hat. Diese Kirche ist mit der Person und den Anliegen der Barbara Weigand unlöslich verbunden, denn sie steht auf den alten Fundamenten der „Dankeskirche für die Gewährung der öfteren Kommunion“, die im Jahr 1916 Barbara Weigand angeregt hat.

Um diese Erlaubnis des häufigen Kommunionempfanges bemühte sich

Barbara Weigand schon vor dem Erscheinen der Eucharistiezyklika Papst Pius X. im Jahr 1905, mit der allen Gläubigen der regelmäßige Kommunionempfang erlaubt und empfohlen wurde. Ob das Anliegen der Barbara Weigand mit ihren Visionen – sprich Privatoffenbarungen – nicht im beginnenden „Eucharistischen Jahr“ neu gewinnbringend mitbedacht werden sollte? Diese sind in 7 Bänden unter dem Namen „Offenbarungen an Barbara Weigand“ gedruckt.

Quelle: Alfred Stürmer, Pfr.

Impulse, die die Regierung Bush fördert: Wahre Liebe wartet

Hier zu Lande zu wenig bekannt sind die Erfolge von Hunderten dieser Bürgerinitiativen in den Vereinigten Staaten, die es geschafft haben, mit ihren Erziehungsprogrammen Schülern Freude an der Selbstbeherrschung und Konzentration auf sinnvolle Ziele zu vermitteln.

Allein das Programm CTB (Choosing the Best) hat über eine Million Schüler und Schülerinnen erreicht. Das wäre ohne die Eltern und die finanzielle Unterstützung des Gesundheitsministeriums nicht möglich gewesen.

Auch bei uns in Deutschland gibt es Gruppen katholischer Studenten, die nach dem Grundsatz leben „Wahre Liebe wartet“. *Quelle: Die Tagespost, 21.08.04*

Katholischer Fernsehsender „K-TV“ im neuen digitalen Programmpaket von Kabel Deutschland

K-TV kann seit 1. November 2002 über das ASTRA Satellitensystem (digital 19,2°) in ganz Mitteleuropa mit einer Satellitenschüssel empfangen werden. Mittlerweile wird es in zahlreiche Kabelnetze eingespeist.

Kontaktadresse und kostenloses Monatsprogramm: K-TV, Rosenstrasse 1, D-88287 Grünkraut, Tel: 0751 652 73 201; Internet: www.k-tv.at, Email: kephas@bluewin.ch; Rückfragen bitte an: klaus.fruhstorfer@k-tv.at

Buchtipp:

Edmund Dillinger: Predigten zur Stärkung des Glaubens, 320 Seiten, Euro 10,- ISBN 3-9802936-7-X, Selbstverlag. Bezug: Edmund Dillinger, Saarbrückenstr. 18, 66299 Friedrichstal

Der langjährige Religionslehrer am Gymnasium und Dozent für Religionspädagogik legt hier auf 320 Seiten 70 Predigten vor. Diese Predigten sind nach dem Kirchenjahr geordnet. Daher eignen sie sich gut zur Verwendung bei Sonntagsgottesdiensten. Darüber hinaus enthält das

Buch Ansprachen von bleibendem Wert zu Hochzeiten, Priesterjubiläen, Taufen und Beerdigungen. Besonders einfühlsam sind die Worte zum Gedenken an Willi Graf, der als Mitglied der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ ein Opfer des Nationalsozialismus wurde. Die Texte zeigen einen glaubensstarken und umfassend gebildeten Autor, der als pensionierter Priester zu einem Deutschrömer geworden ist.

Ansprechend sind die ganzseitigen Farbfotos. Das Buch ist für Priester und Laien sowie für Religionslehrer zu empfehlen.

Eduard Werner

Bücher

P. Gerold Schmitz: Die Katholische Jugendbewegung von den Anfängen bis zu den Neuaufbrüchen. Christiana Verlag 1997, ISBN 3-7171-1034-9, 210 S. Euro 9,90

Der bevorstehende Weltjugendtag in Köln macht dieses Buch mit seinem geschichtlichen Ansatz wieder aktuell. Der Autor ist ein erfahrener Seelsorger und Taiwanmissionar aus dem Franziskanerorden, was auf seine Weltoffenheit hinweist. Er ruft zunächst die Jugendbewegung um 1900 in Erinnerung. Neben den Wandervögeln traten damals vor allem die katholischen Jugendgruppen wie Quickborn, Kolping, Heiland, die Sturmshar und andere auf. Den Idealismus und den Schwung der jungen Menschen vor 100 Jahren kann



man beispielsweise noch in folgender Thurmair-Strophe spüren: „Uns ruft die Stunde, uns dränget die Zeit, zu Wächtern, zu Rittern hat Gott uns geweiht.“ Früchte dieser Bewegung waren u.a. zahlreiche Priester- und Ordensberufe, Missionare und vor allem der heute weithin vergessene Widerstand gegen den antichristlichen Zeitgeist im Nationalsozialismus. Weitere Schwerpunkte des Buches bilden der schwungvolle Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg im BDKJ und schließlich dessen verhängnisvolles Abgleiten in den destabilisierenden Zeitgeist der 68iger Generation. Erfreulich für den Leser ist, dass der Autor nicht bei der Analyse des heutigen BDKJ stehen bleibt, sondern auf die hoffnungsvollen Neuaufbrüche der Neuen Geistlichen Gemeinschaften hinweist. Auch in diesen Gemeinschaften gedeihen wieder Priester- und Ordensberufe. Ein verdienstvolles Buch, das sehr zu empfehlen ist.

Eduard Werner

Fundamente unserer Zukunft; Christliches Denken, Ehe und Familie. Hrsg. Wolfram Ellinghaus; Anton Verlag Unna, 2004. 90S. ISBN Nr. 3-980-7644-86, 14,80 Euro.

Das Buch fasst die Vorträge einer Tagung zusammen, die Wolfram Ellinghaus im Oktober 2002 initiierte. Die Beiträge von Pädagogen, Soziologen, Wirtschafts- und Rechtswissenschaftlern verbindet der Blick auf die Familie und ihre fundamentale Bedeutung für die Gesellschaft. Die kompetenten Analysen ermitteln das Bild einer desolaten Kultur, in der die Entwertung und Auflösung der Familien bereits weit fortgeschritten ist. Die zerstörerischen Konsequenzen dieser Entwicklung werden ebenso nüchtern aufgezeigt, wie die stauend machende Fahrlässigkeit der Politik, die der Beschädigung der Familie Vorschub leistet.

Die Beiträge machen deutlich, dass unsere Kultur nur überleben kann, wenn es gelingt, die Familie wieder als Ort wahrhaftiger menschlicher Begegnung und als Lernstätte verantwortlichen christlichen Handelns zu etablieren. Ein ungemein interessantes Buch, das in komprimierter Form wissenschaftliche Erkenntnisse aufbereitet, die sich wohl-tuend von den kalten Statements der sogenannten Eliten in unserem Land unterscheiden.

Günter Buschmann



Kongregation für die Glaubenslehre Die Zusammenarbeit von Mann und Frau in Kirche und Welt; Format A5, 40 Seiten, 2 Fotos, 2 Abb., f 3.80, Fr. 5.50, ISBN 3-7171-1125-6; Christiana-Verlag, CH-8260 Stein am Rhein

Früher gab es Kriege zwischen den Weltreichen, zwischen den Völkern, zwischen den Klassen (Marx), zwischen den Rassen (Hitler), heute eskaliert der Kampf zwischen den Geschlechtern immer mehr.

Die Folgen sind: Mehr als die Hälfte aller Ehen werden geschieden, die Familien zerfallen, Millionen entwurzelter Männer, Millionen überforderter alleinerziehender Mütter, Kinder, die auf ihren legitimen Anspruch auf Vater und Mutter verzichten müssen, 50 Millionen Abtreibungen pro Jahr, Millionen von Scheidungswaisen, Zunahme der Jugendkriminalität. Die Kirche nimmt in diesem Dokument Stellung zu neuen Denkströmungen und deren Auswirkungen. Die Kirche ist für eine aktive Zusammenarbeit von Mann und Frau bei voller Anerkennung ihrer Verschiedenheit. Von hier aus eröffnen sich neue Perspektiven für ein tieferes Verständnis der Würde der Frau und ihrer Rolle in der menschlichen Gesellschaft und in der Kirche.

Jede Perspektive, die sich als Kampf der Geschlechter ausgeben möchte, ist nur Illusion und Gefahr: Sie würde in Situationen der Abkapselung und der Rivalität zwischen Männern und Frauen enden und eine Ichbezogenheit fördern, die von einem falschen Freiheitsverständnis genährt wird. Unbeschadet der Bemühungen zur Förderung der Rechte, welche die Frauen in der Gesellschaft und in der Familie anstreben, wollen diese Anmerkungen eine Perspektive korrigieren, in der die Männer als Feinde betrachtet werden, die zu besiegen wären. Die Beziehung

zwischen Mann und Frau kann ihre gerechte Ordnung nicht in einer Art misstrauischer, defensiver Gegnerschaft finden. Es ist notwendig, dass diese Beziehung im Frieden und im Glück der ungeteilten Liebe gelebt wird.

Das Schreiben unter der Federführung von Kardinal Ratzinger ist relativ kurz und konzentriert. Zum allgemeinen Verständnis braucht es aber den Kommentar eines Psychologen und eine Darstellung aus der Sicht einer Frau. Das Dokument ist brisant und aktuell.

Schriften des IK-Augsburg: Heft 51

Apostolisches Schreiben „Mane nobiscum, domine“ (Herr, bleibe bei uns!)

Seiner Heiligkeit Papst Johannes Paul II. (Das Schreiben des Heiligen Vaters zur Eröffnung des Eucharistischen Jahres) Euro 2,50 zzgl. Versandkosten;

Bestelladresse: Helmut Volpert, Spielermoos 3, 88161 Lindenberg, Tel.: 08381/2326

Bei der gleichen Adresse ist das Schreiben des Erzbischofs von Paderborn zur römischen Instruktion „Redemptionis sacramentum“ an die Pfarrer seiner Diözese zu beziehen.

Messfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 1/2004, S. 29

Sühnenacht - Sühneanbetung

Berlin: St. Ansgar: 5.11.2004, 17.10 Uhr, Kreuzweg; St. Norbert: 6.11.04, 9.30 Uhr Sühnesamstag; 19.11.04, 22.00 Uhr, Sühnenacht, 25.11.04, 18.00 Uhr, MPB Zönakel Helferkreis; 28.11.04, 15.00 Uhr, Kinderro.kr., Hinweise: 030/4964230

Gelsenkirchen: jd. Herz-Jesu-Fr., 16.00 Uhr Anbetung, Propsteikirche St. Augustinus; anschl. Hl. Messe; Hinweise: 0209-30900

Krefeld: 8.11.2004, St. Peter, Krefeld-Uerdingen; 18.00 Andacht m. sakr. Seg. 19.00 Uhr Hl. Messe, 20.00 Uhr Ro.kr. m. sakr. Seg.; Hinweise: 02151-730592

Konstanz: 6.11.2004, 19.00-21.00 Uhr, Klinikum, Kleine Kapelle, Anbet., Lobpreis, Ro.kr., Hinweise: 07531-23368

Leuterod/Ötzingen: 30.11.2004, mtl. Treffen der Mitgl. d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche; Sühnegebetsstd., Eucharistiefeyer, Predigt, Beichte, euch. Anbet. v. 18.00 - 22.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.

Mühdorf: 13.11.2004, 15.00 Uhr, St. Nikolaus, Legio Mariä, Fatima-Sühnestunden;

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

13./14.11.2004 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg, ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Vennigen: 6.11.2004, ab 19.30 Uhr, Engel d. Herrn u. Ro.kr., Hl. Messe, Auss. d. Allerhl., sakr. Seg. Hinweise: 06324-64274

Wietmarschen: 6.11.2004, St. Matthiasstift Wietmarschen, Marienvesper 16.30 Uhr; 12.9.2004, Maria Namen, Einkehrnachmittag, Heede 14.30 Uhr-18.00 Uhr, Hinweise: 05921-15291

Marienfried: Exerzitien, 15. - 19.11.04, P. W. Held SAC: Meine Berufung entdecken - zum Menschsein, - Christsein, - Jüngersein; Hinweise: 07302-92270

Arche in Potsdam: Kleinen Saal, Pater Bruns Haus, 2.11.2004, Dipl. Theol. D. Peitz: Ist Petrus wirklich in Rom begraben? 16.11.2004, Dr. T. Kinzel: Nicolas Gomez Davila; 23.11.2004, Chr. von Dewitz: Sterben, Tod, Sterbehilfe und die ärztl. Begleitung von Sterbenden; Hinweise: 0331-2307990

Gustav-Siewerth-Akademie:

Vorlesungsverzeichnis erhältlich bei: D-79809 Weilheim-Bierbronn, Oberbierbronn 1; Hinweise: 07755-364



Aktionsgemeinschaft:

Aktionsgemeinschaft Augsburg:

7.11.2004, Kaufering, Pfarrsaal Maria Himmelfahrt, 15.00 Uhr, Prof. Dr. A. Ziegenaus: Was passiert, wenn ein Mensch stirbt? Hinweise: 08152-1723

Initiativkreis Bamberg:

21.11.2004, 18.30 Uhr, Bürgerspital Michelsberg 10d, Prof. Dr. L. Wehr; Hinweise: 0951-24832

Alfred-Kardinal-Bensch-Kreis, Berlin:

22.11.2004, 20.00 Uhr, St. Bernhard, Johannes Laas, Kirchenmusiker: Der gregorianische Choral - Über Wesen und Schönheit liturgischer Musik; Hinweise: 030-8035980

Aktionsgemeinschaft Essen-Paderborn:

4.11.2004, DDr. A., Sonnenfeld: Um den Geist ständiger Erneuerung; 16.30 Uhr Ro.kr., 18.00 Uhr, Messfeier m. Pred. u. sakr. Seg.; Hinweise: 02332-5543928

Aktionsgemeinschaft Limburg:

20.11.2004, 16.15 Uhr, Gemeindehaus St. Marien, Bad Homburg, Archimandrit Prof. Dr. M. Schneider SJ: Kirche ist Liturgie; zuvor 15.30 Uhr, Pfarrkirche, Vesper m. sakr. Seg.; Hinweise: 06172-72181

Aktionsgemeinschaft Mainz:

20.11.2004, 16.00 Uhr, Bruder-Konrad-Stift, Weintorstr., Mainz, Msgr. David N. Becker: Die ewige Bestimmung des Menschen; zuvor: 15.15. Uhr Marienkirche, And. m. sakr. Seg. Hinweise: 06725-4556

Aktionsgemeinschaft München-Freising:

21.11.2004, 14.30 Uhr, Kolping-Gesellenhaus, München, Adolf-Kolping-Str., Prof. DDr. A. Ziegenaus: Marienerscheinungen - Marianische Botschaft; Hinweise: 08142-400766

Initiativkreis Münster:

26.11.2004, 16.30 Uhr, Haltern-Sythen Gertrud u. Reinhard Dörner: Informiert oder manipuliert? Der junge Mensch im Sog der Desinformation durch Schule und Jugendverbände; zuvor 16.00 Uhr Andacht in St. Joseph; Hinweise: 02542-98434

Besinnungstag 2004 der AKG Speyer und der Katholischen Glaubensliga

21.11.2004, Iggelheim, Pfarrei St. Simon und Judas Thaddäus, Kirche: Taubenstraße 19, Pfarrheim: Rottstraße 33; 10.00 Uhr hl. Messe, anschl. gem. Danksagung und Abschluss mit dem Engel des Herrn, 13.15 Uhr Auss. d. Allerh. u. gem. Gebet 15.30 Uhr Sakr. Segen, 16.30 Uhr Lichtbildervortrag: Schönheit und Abgründe der Schöpfung; Referent: Herr Pfr. Hermann Kiefer; Unkostenbeitrag (alles incl.) für den Tag: 7,00 Euro/Person, für Kinder 3,- Euro; Anmeldung: 06324-64274

Liborius Wagner-Kreis: Diözese Würzburg; 7.11.2004, 16.00 Uhr, St. Burkardshaus, Am Bruderhof 1, Würzburg, Dr. F. Bentz: Krise in der Gesellschaft; zuvor 15.00 Uhr, Vesper; Hinweise: 06022-20726

Forum der Leser

Zum interessanten Aufsatz „Den Schatz der katholischen Kirchenlieder pflegen“ in der Oktobernummer des FELS, habe ich mit großer Aufmerksamkeit gelesen und kann nur voll zustimmen. Die Problematik ist nicht neu, dennoch ist es gut, dass das Thema noch einmal aufgegriffen wird. Gestatten Sie mir, dass ich noch einige Ergänzungen anfüge.

Das Weihnachtslied „Es ist ein Ros' entsprungen“ versteht sich von seinem Ursprung her als Marienlied mit 23 Strophen. Es beinhaltet die gesamte Weihnachtsgeschichte nach Lukas. Die Jungfrauschafft Mariens kommt in der zweiten und zwölften Strophe deutlich zum Ausdruck. Da die Gesangbuchmacher seinerzeit daran gingen, das „Gotteslob“ vorzubereiten, wollten sie die originale zweite Strophe durch die protestantische Strophe - welche die Jungfräulichkeit Mariens leugnet - ersetzen. Ein ungeheuerliches Vorhaben!. Als der damalige fromme, marianisch gesinnte Regensburger Bischof Dr. Graber davon erfuhr, drohte er, das neue Gesangbuch in seiner Diözese nicht einzuführen, sollte die katholische Strophe aus dem Lied entfernt werden. Aber die Strategen ließen nicht locker und erreichten, dass der seines marianischen Inhalts beraubte Text dennoch im Gesangbuch als „ökumenische Strophe“ abgedruckt wurde. Das bedeutet, dass die Katholiken bei einem sog. ökumenischen Gottesdienst in welchem „Es ist ein Ros' entsprungen“ gesungen wird, ihren Glauben an die Jungfräulichkeit der Gottesmutter verleugnen müssen!

Innerhalb Ihres Beitrages wurde die 1. Strophe von „Ein Haus voll Glorie schauet“ samt Melodie abgedruckt. Das ist auch das Einzige, was von dem ursprünglichen Text des Joseph Mohr aus dem Jahre 1876 übriggeblieben ist. Diese uns vertraute Originalfassung mit ihren 7 Strophen, steht auch im „Gebet und Gesangbuch für das Bistum Limburg“ 1957. Die 5. Strophe ist sogar eine Marienstrophe, wie sie in anderen Liedern auch zu finden war. (Z.B.: „In dieser Nacht, sei du mit Schirm und Wacht...“) Die „Dichtung“ des Hans W. Marx 1972 dagegen, wie sie im „Gotteslob“ steht, atmet einen ganz

anderen Geist. Die dritte Strophe enthält sogar eine Irrlehre, denn siehe Paulus Eph. 2,20,21: „...erbaut auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau zusammengefügt, wächst zu einem heiligen Tempel.“ Außerdem glaubte der Texter die Kirche ermahnen zu müssen, auf Christus zu schauen, was sie wohl in ihrer Geschichte nach seiner Meinung nicht immer getan habe. Der versteckte Vorwurf könnte auch von Luther stammen.

Damit möchte ich es bewenden lassen. Wollte man das „Gotteslob“ systematisch durchforsten, kämen vielleicht noch manche erschreckenden Dinge zu Vorschein. Das neue, in Vorbereitung befindliche Gesangbuch, lässt in dieser Hinsicht nichts Gutes erhoffen.

Walter Blath

„Kooperation ist nicht das Allheilmittel“

Unter dieser Überschrift warb Johannes Seibel in der DT („Die Tagespost“) vom 26. Juni 2004 für eigenständige Bistumszeitungen, und er listete eindrucksvoll die Vorteile von selbständigen Bistumszeitungen auf, so die betreffenden Redaktionen dazu fachlich fähig sind. Die wirtschaftliche Gegenposition – ein so genannter „Mantel“, ein Zusammengehen mehrerer Bistumszeitungen mit einem Teil für das jeweilige Bistum, wurde am 24. Juli 2004 von Dirk Hermann Voß, ebenfalls in der DT, unter der Überschrift „Ein wirtschaftlich starker Partner der Diözesen“ vertreten. Hervorgehoben wurde dabei vor allem die finanzielle Ersparnis für die beteiligten Bistümer bei gehaltener oder gesteigerter Qualität gegenüber eigenständigen Bistumszeitungen.

Leider blenden beide Autoren bestimmte Erfahrungen aus, das heißt, das Grundproblem wird gar nicht wahrgenommen. – Zuallererst muss es darum gehen, was eine Kirchenzeitung zu leisten

hat und was nur eine Kirchenzeitung leisten kann. Wenn ein Herausgeber nicht eine vom unverkürzten Glauben getragene Linie vertritt, dann ist seine Kirchenzeitung – mit Mantel oder ohne Mantel – hinfällig. Ich habe eine Kirchenzeitung abbestellt, obwohl es mir Leid tat, das tun zu müssen. Es ging, nach der Entscheidung in Rom Ende 1999, um die Frage „Schein“ oder Nicht-Schein. Diese Kirchenzeitung trat unterschwellig weiterhin für Donum Vitae ein.

Eine andere Publikation („Christ in der Gegenwart“) habe ich abbestellt, als diese, nach dem Beschluss des Bundestages zur Einführung von embryonalen Stammzellen, im Kommentar ihrer Ausgabe Nr. 6, vom 10. Februar 2002, auf Seite 1 die Bischöfe („Päpste und Kirchenführer“) geradezu anwies, sich nicht so zu haben, denn auch sie würden ebenso selbstverständlich die daraus gewonnenen Erkenntnisse für sich nutzen.

Die Frage ist also: „Wie kann eine aus dem vollen Glauben getragene Kirchenzeitung sich halten?“ Ein Mantel hat wirtschaftliche Vorteile, doch garantiert er das, worauf es letztlich ankommt, nämlich Glaubwürdigkeit? Wenn ich daran denke, dass ein Mantel der Auflage wegen einem großen Leserkreis gerecht werden will und den ganzen „Katholizismus“ abbilden zu müssen glaubt, so graust es mir, wenn ich an einige Taten und Äußerungen aus hohem Munde denke, die mit dem Katholikentag von Ulm in Verbindung stehen; die Liste solcher und ähnlicher Beispiele ist lang und es gibt immer neue Ärgernisse. – Dass ein Mitherausgeber eines Mantels, sicherlich nicht leichtfertig, in einem Leserbrief gegen seinen eigenen Mantel auftritt, spricht Bände. Vielleicht sollte ein solcher Mantel gründlich gewendet oder gleich einem anderen „Schneider“ überantwortet werden, vielleicht geht es ohne Mantel sogar besser, denn bei zunehmender Globalisierung vertrauen Menschen in Grundbefindlichkeiten lieber einer eindeutigen

Gebetsmeinung des Hl. Vaters November 2004

1. dass alle Christen, Männer und Frauen, bereitwillig ihrer persönlichen Berufung zu einem Leben nach dem Willen Gottes folgen.

2. dass sich alle in der Mission Tätigen vor Augen halten, dass wirksame Glaubensverkündigung persönliche Heiligkeit und innige Christusverbundenheit voraussetzt.

regionalen Beziehung, das meint, auch einer klaren Verantwortung des Herausgebers einer Bistumszeitung, nämlich des Ortsbischofs.

Meine Kritik an bestimmten Mänteln verstehe ich keineswegs als Ablehnung von überregionaler Zusammenarbeit. Man muss aber zur Kenntnis nehmen, dass, je größer ein Zusammenschluss ist, um so mehr die Versuchung der Herausgeber wächst, ihre Verantwortung, die ja eine je persönliche ist, an mehrheitlich entscheidende Gremien abzugeben und sich mit den Entscheidungen dieser Gremien und mit Sachzwängen zu rechtfertigen. Im Klartext: Viele Bischöfe haben die Verantwortung für ihre Kirchenzeitungen nicht ausreichend erkannt oder nicht voll wahrgenommen.

Es wird für Kirchenzeitungen darauf ankommen, dass sie die Lehre der Kirche unverkürzt vertreten – auch gegen „wirtschaftliche“ Argumente! Kompromisse um des Geldes willen bringen kurzfristige Entlastung, längerfristig aber zerstören sie die Glaubwürdigkeit. Das bedeutet, dass selbst bei knappen Mitteln Kirchenzeitungen bewusst zu fördern sind, notfalls unter Zurückstellung anderer Aufgaben.

Hubert Krebser, 49134 Wallenhorst

Anschriften der Autoren dieses Heftes:

- Alterzbischof Dr. Georg Eder
Fisching 19, A-5163 Mattsee
- Constantin von Kerssenbrock
Milouns-Casa Cassianus
F-11360 St. Jean de Barrou
- Diözesanbischof DDr. Klaus Küng
Bahnhofstr. 13, A-6800 Feldkirch
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Dr. Irmgard Schmidt-Sommer
Filderhauptstr. 45 B, 70599 Stuttgart
- StD. Gerhard Stumpf
Nordfeldstr. 3. 86899 Reisch

DER FELS - Katholische Monatsschrift.
Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de
Verlagsleitung: ebendorf , Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.; Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00, Postbank München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80
Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9

Andere Länder: Bestellungen wie oben, Auslandspostanweisung oder Eurocheck - an: Auslieferung „Der Fels-Verein e.V.“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering.

Ein Engel in der Hölle von Auschwitz



Hungrige speisen, Kranke pflegen und Gefangene besuchen sind Werke der Barmherzigkeit, die Christus nach Mt 25 im Himmel hundertfach belohnen wird. Wieviel mehr wird Gott aber jene Menschen belohnen, welche bei diesen Werken auch noch ihr Leben riskieren?

Das trifft für die katholische Krankenschwester Maria Stromberger zu. Sie wurde am 16.03. 1898 in St. Veit in Österreich geboren. Während des 2. Weltkriegs wurde sie als Krankenschwester dienstverpflichtet und in einem Infektionskrankenhaus in Königshütte (Krolewska Huta) eingesetzt. Dort erfuhr sie durch zwei Typhuspatienten vom Vernichtungslager Auschwitz. Ihre spontane Reaktion war: „Ich will sehen, wie es wirklich ist, vielleicht kann ich auch was Gutes tun.“ Sie ließ sich nach Auschwitz versetzen. Am 01.10.1942 kam sie aber nicht wie erwartet ins Häftlingslager, sondern ins SS-Revier am Rande des Lagers. Dort war der Typhus ausgebrochen. Im SS-

Revier mussten auch Häftlinge arbeiten.

Schwester Maria gewann rasch ihr Vertrauen. Als ein SS-Mann im Kasten eines Häftlings eine gestohlene Kanne Milch entdeckte, drohte diesem die Erschießung. Aber Schwester Maria verhinderte dies, weil sie geistesgegenwärtig vorgab, sie hätte diese Milch dem Häftling gegeben, und die Milch sei ein Rest, welche die Typhuspatienten nicht ausgetrunken hätten. Als wenige Tage später ein Häftling vor ihren Augen erschossen wurde, fiel Schwester Maria in Ohnmacht. Auch dieses Mitleiden mit den Verzweifelten trug dazu bei, dass die Häftlinge der Oberschwester vertrauten. Und sie half den Gefangenen mit Essen, Medikamenten und mit Informationen. Vor einem Fluchtversuch wünschte sie einem Häftling Glück und sagte: „Wenn ich nicht wüsste, dass Sie ein ungläubiger Kommunist sind, würde ich Sie segnen.“ Darauf der Häftling: „Bitte segnen Sie mich!“ Die Einstellung der Schwester blieb ihrem Vorgesetzten Dr. med. Eduard Wirths nicht verborgen. Er warnte sie: „Wenn Sie so weitermachen, dann kommen Sie auf die andere Seite des Stacheldrahts.“ Dr. Wirths schützte sie heimlich. Im Sommer 1944 mussten alle SS-Leute und alle Zivilbediensteten einen Runderlass bezüglich der Vernichtung der ungarischen Juden unterschreiben, in dem der Satz stand: „Ich verpflichte mich dazu, bei dieser Aktion mit allen Kräften mitzuwirken.“ Schwester Maria strich diesen Satz durch, bevor sie unterschrieb, und Dr. Wirths akzeptierte ihr Vorgehen, was nicht weiter auffiel.

Schwester Maria schmuggelte auch Briefe von Gefangenen aus dem Lager, die auf die Vorgänge in

Auschwitz und Birkenau aufmerksam machten. Als ihr Verhalten zu gefährlich wurde, verpasste ihr Dr. Wirths die Diagnose „morphium-süchtig“ und ließ sie in ein Berliner Krankenhaus bringen. Schließlich kam sie rechtzeitig zum Kriegsende wieder an ihren früheren Wohnort Bregenz zurück. – Dort wurde sie im Frühjahr 1946 von den französischen Besatzungstruppen verhaftet, weil sie glaubten, dass die Krankenschwester in Auschwitz an der Ermordung von Häftlingen beteiligt gewesen sei. Ihren Unschuldsbeteuerungen glaubte man zunächst nicht. Erst als sie Briefe an ehemalige Häftlinge in Polen schreiben konnte, veranlasste die polnische Regierung ihre Freilassung.

1955 wurde sie zur Ehrenpräsidentin des „Comité International des Champs“ ernannt. In diesem Komitee hatten sich die Überlebenden der KZs zusammengeschlossen. Maria Stromberger arbeitete nach dem Krieg als Hilfsarbeiterin in einer Bregenzer Textilfabrik. An ihr haftete die grauenvolle Aura von Auschwitz. Deshalb wurde sie gemieden. Aber auch sie selbst war mit ihren Kräften am Ende und wollte daher zurückgezogen leben. Am 18. Mai 1957 starb sie nach einer ambulanten Zahnbehandlung. So wie viele überlebende Häftlinge zeitlebens an den seelischen und körperlichen Verletzungen gelitten haben, so hat auch Maria Stromberger das Erlebte nicht überwunden. Aber im entscheidenden Moment hat sie richtig gehandelt. Der ehemalige KZ-Häftling Eli Wiesel prägte den Satz: „Das Gegenteil von Liebe ist nicht Hass, sondern Gleichgültigkeit.“ Und gleichgültig war Maria Stromberger nie.

Eduard Werner